

d'Lëtzebuerger **Land**

WIR WO

Hurra, wir fahren Tram!

Die Express-Tram ist ein Befreiungsschlag, nachdem vor zwölf Jahren BTB politisch begraben wurde

Der Bildungsmarkt

Die Gewerkschaft SEW warnt vor der Ökonomisierung der öffentlichen Schule. Und steht damit nicht alleine

't ass dach alles flott

Malgré beaucoup d'effets d'annonce, les cinq années de responsables libéraux à la tête de la politique culturelle doivent être considérées comme des années perdues

Photo : Sven Becker

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#24 65. Jahrgang 15. Juni 2018



5 453000 174663



18024

4,00€



Hurra, wir fahren Tram!



Peter Feist

Das *Tageblatt* vom Mittwoch meinte es gut mit dem grünen Transportminister: François Bausch verhele Luxemburg zu einer „proaktiven Tram“, war der Leitartikel der Zeitung überschrieben, die im Süden viele Leser hat. Und der Editorialist lobte, endlich würden in Luxemburg „langfristige Planungsprozeduren angewandt“.

Zwei Tage vorher hatte der Minister seinen Vorschlag für eine „Express-Tram“ zwischen der Hauptstadt und Esch/Alzette publik gemacht. 2028 könne sie zwischen Luxemburg und Foetz fahren, 2035 nach Esch verlängert sein. Das ist viel Zeit für reichlich 20 Kilometer Tram-Schienenstrang entlang der Autobahn A4. In Paris sollen bis 2024 vier neue Metrolinien einer Gesamtlänge von 200 Kilometern gebaut werden, stand ebenfalls im *Tageblatt* vom Mittwoch zwei Seiten vor dem Leitartikel. Gut möglich, dass der eine oder andere Süd-Leser da ins Grübeln kam.

Zumal eine schnelle Direktverbindung zwischen den beiden größten Städten des Landes schon früher im Raum stand. 1999 führten die CFL eine „ligne directe entre Esch-sur-Alzette et Luxembourg, avec arrêts au P+R de Esch/Schifflange (ARBED), Foetz et Leudelange“ in ihrem *Programme directeur ferroviaire pour le 21^e siècle* auf. Der damalige DP-Transportminister Henri Grethen erklärte sie 2002 in seinem Konzept *mobilité.lu* zu einem der „grands projets ferroviaires“.

Zwei Jahre später erschien das legendäre IVL-Konzept, für das eine zehnköpfige internationale Expertengruppe sämtliche Aspekte der Landesplanung anschaulich machte, Bevölkerungs- und Arbeitsplatzwachstum sinnvoll übers Land zu verteilen versuchte und sich das Großherzogtum als eine „polyzentrische Stadt im Landschaftsraum“ vorstellte. Auch im IVL kam die neue Strecke vor: „Eine bedeutende Rolle beim Ausbau des ÖPNV-Angebots spielt die Verbindung der Zentren untereinander, die z.B. durch den geplanten Neubau der direkten Eisenbahnverbindung Esch/Alzette-Luxemburg verbessert wird.“

Schon 2003 versprach Henri Grethen eine neue *Escher Streck*, 2008 wurde sie für „prioritär“ erklärt. Versucht François Bausch nur einen Wahlkampf-coup zu landen?

Nie aber wurde es nie richtig konkret um sie. Obwohl der Süd-Politiker Henri Grethen 2003, den damaligen CFL-Generaldirektor im Schlepptau, durch seinen Wahlbezirk gezogen war und den Leuten von ihren Vorzügen vorgeschwärmt hatte, blieb das Vorhaben in *mobilité.lu* als „Basisfall plus“ stehen. Das bedeutete „Realisierung nach 2007“ und konnte mit besonderer Beachtung von „nach“ auf alles Mögliche hinauslaufen.

Verbindlicher schien erst fünf Jahre später das *Avant-projet* zum *Plan sectoriel Transports*, das im Oktober 2008 die beiden CSV-Minister Jean-Marie Halsdorf (Landesplanung) und Claude Wiseler (Bauten) mit LSAP-Transportminister Lucien Lux vorstellten: Die *Escher Streck* war mittlerweile zu einer „Priorität“ geworden und versprochen wurde: „l'échéance de démarrage ou de réalisation est prévue jusqu'en 2015“. Doch nicht mal der ungünstigste Fall trat ein, dass mit dem Bau erst 2015 begonnen worden wäre, sondern die Finanzkrise brach aus und die nach den Wahlen 2009 fortgeführte CSV-LSAP-Regierung legte das Vorhaben wegen Baukosten von voraussichtlich 1,2 Milliarden Euro ad acta: Wofür eine neue Bahnlinie Esch-Luxemburg bauen, wenn es schon eine gibt?

Genauso könnte man heute fragen: Wofür eine Tram-Linie bauen, wenn es bereits eine Bahnlinie

gibt? Die ist im Moment zwar nicht sehr zuverlässig. Doch das wird sich spätestens 2023 bessern, wenn die neue, die zusätzliche Strecke zwischen Hauptstadt und Bettemburg fertig sein soll. Dann wird sich vielleicht sogar bei den CFL kaum noch jemand erinnern, dass 2017 ernsthaft erwogen wurde, Züge nach Esch statt im 15-Minuten-Takt vielleicht alle 20 Minuten fahren zu lassen, weil sie dann auf den überlasteten Gleisen der derzeit einzigen *Beetebuurger Streck* pünktlicher wären.

Versucht der grüne Transportminister am Ende nur einen Wahlkampf-coup im Süden zu landen? Immerhin sagte er am Montag selber, sein Vorschlag sei kein „Projekt“, sondern nur die Vorstufe dorthin. Die nächste Regierung könne es weiterverfolgen, er schaffe die Voraussetzungen dafür. Und weil jedes Jahr im Juli eine Liste großer und voraussichtlich teurer Infrastrukturprojekte im Parlament eingereicht werden muss, damit die analysiert werden können, kann das auch für die „Express-Tram“ geschehen, wenn François Bausch bis zu den Sommerferien seinen Vorschlag auf die Liste gesetzt haben wird.

Und man erinnert sich: CSV-Spitzenkandidat Claude Wiseler war der erste, der eine Tram-Erweiterung Richtung Süden erwähnte. Auf dem CSV-Kongress vom 24. März, wo er den „Wechsel“ ankündigte, falls die CSV wieder an die Macht käme, versprach er unter anderem, die hauptstädtische Straßenbahn nach Monnerich, Bartringen, Strassen, Niederanven, Contern und über Leudelingen bis Esch-Belval auszubauen. Außerdem würden entlang der Escher Autobahn Expressspuren für Busse angelegt. Zwei Wochen später sagte François Bausch geheimnisvoll, sein Plan, dem Süden zu einem Netz aus Niederflurbussen zu verhelfen, vielleicht ähnlich dem Metzter Mettis, und sie entlang der A4 auch in Richtung Hauptstadt fahren zu lassen, sei doch nicht die beste Lösung, und dass er „demnächst“ mehr sagen werde.

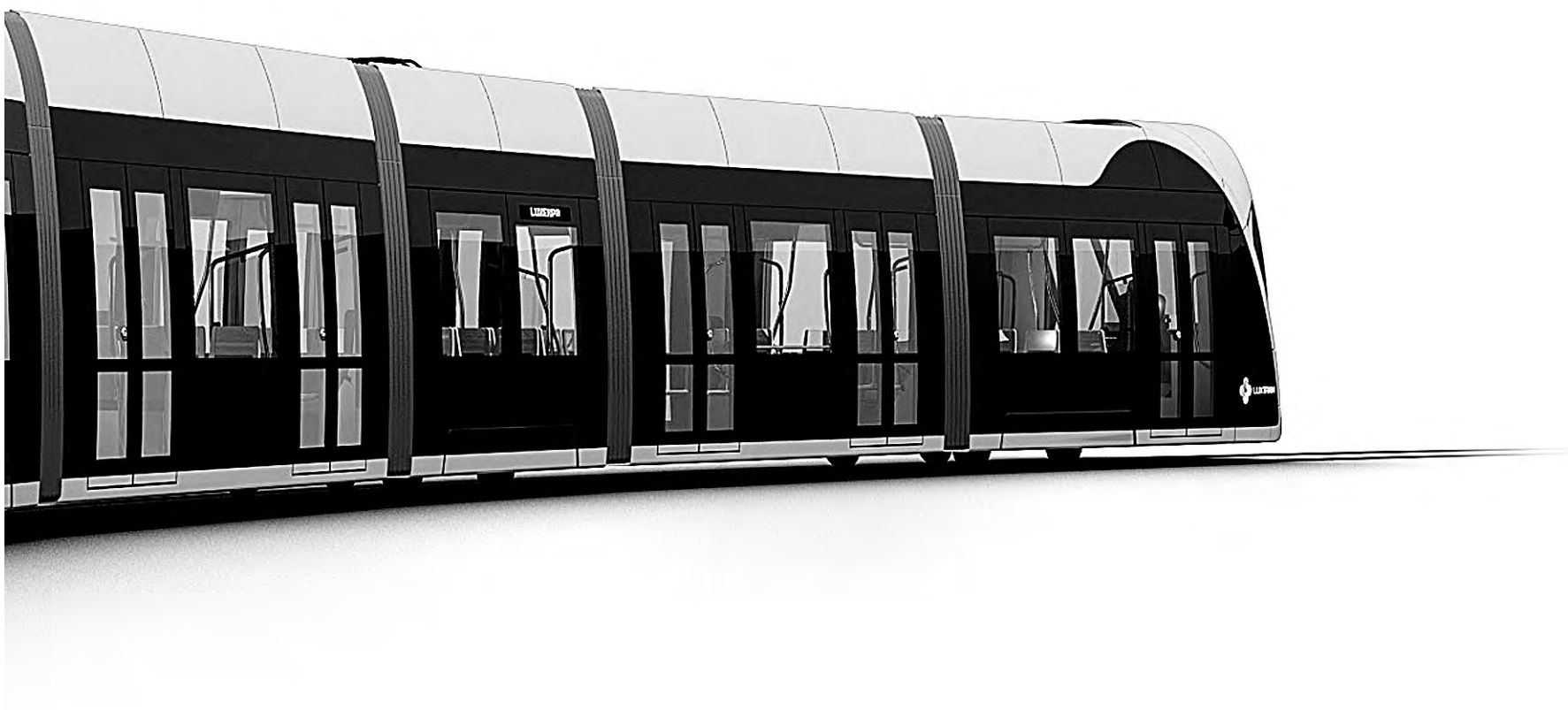
Man erinnert sich auch, dass vor zehn Jahren die CSV energisch für die neue Escher Strecke

kämpfte. Der Süd-Abgeordnete Marc Spautz stellte Anfang 2008 fünf parlamentarische Anfragen dazu. Fraktionskollege Michel Wolter, der Ex-Landesplanungsminister und Held des IVL, sagte öffentlich, die Straßenbahn in der Hauptstadt, „bringt dem Land null Prozent“ höheren Anteils des öffentlichen Transports am Verkehr. Die neue Strecke nach Esch dagegen sehr wohl, zumal sie im IVL nicht nur als Schnellverbindung aus dem Süden ins Zentrum gedacht gewesen sei, sondern auch weiter in die *Nordstad*. So gesehen, könnte Bauschs Express-Tram ein Wahlkampf-Gadget sein, das konkreter ist als die Ankündigungen Claude Wiselers.

Interessanterweise aber nimmt die CSV den Vorschlag nicht nur positiv auf. Sie stört sich auch nicht weiter an dem langen Zeithorizont. Marc Spautz findet zwar, „2028 und 2035 ist weit weg, das sollte man möglichst beschleunigen“. Und von Leuten im Süden will er gehört haben, „nun kriegen auch wir was, weil bald Wahlen sind“. Aber das erzählt er nur auf Nachfragen hin, und zuständig in der CSV-Fraktion ist für Tram-Fragen heute der Abgeordnete Serge Wilmes. Er hat viel Verständnis dafür, dass erst in 17 Jahren eine Tram nach Esch fahren könnte: „Wir müssen ja erst einmal das Rückgrat in der Hauptstadt bauen.“ Als deren Erster Schöffe weiß er natürlich ziemlich gut, was dafür nötig ist. Und findet gar nicht, dass die Tram nur der Stadt etwas bringe und „dem Land null Prozent“, selbst falls sie nicht verlängert würde: „Sie ist in erster Linie ein Angebot an die Berufspendler. Fahren die Auto, statt den öffentlichen Transport zu benutzen, wird die Verkehrslage im ganzen Land schlimmer.“

Politisches Kapital aus François Bauschs Vorschlag zu ziehen, hat bisher nur die Piratenpartei versucht. Am Mittwoch behauptete sie, die Express-Tram werde den CFL-Zügen auf der bestehenden Strecke nach Esch Konkurrenz machen, und „die liberale Regierung“ habe „Lohndumping“ im Sinn. Besser sollten auf der bestehenden Strecke „Expresszüge“ zwischen Esch und Luxemburg fahren.

Die Express-Tram zwischen Hauptstadt und Esch ist ein Befreiungsschlag, nachdem vor zwölf Jahren BTB begraben wurde



Aber lediglich schneller von der *Stater Gare* zur *Escher Gare* zu gelangen, ist mit der Express-Tram gerade nicht beabsichtigt. Sondern eine schnelle und umsteigefreie Verbindung zwischen Gegenden im Süden und der Hauptstadt zu schaffen, in denen demnächst viel gebaut wird. Weil die Tram eine „Feinverteilung“ von Passagieren übernehmen kann, sollen sich Punkt-zu-Punkt-Fahrzeiten ergeben, die am Montag beeindruckend kurz angegeben wurden: 35 Minuten zwischen Foetz und der Place de l'Europe auf dem Kirchberg, 20 Minuten zwischen Esch/Schifflingen und Hollerich. Damit würde die Tram nicht zur Konkurrenz für den Zug, sondern für das Auto, und so ist es auch gedacht: Um 55 Prozent könnten die Verkehrsbewegungen auf der A4 innerhab der nächsten 15 Jahre zunehmen, schätzt das Ministerium. Und selbst wenn mehr Autofahrer auf den Zug umstiegen oder Mitfahrgelegenheiten nutzten, blieben 20 000 potenzielle Autobahnnutzer täglich „zu viel“, fast vier Mal mehr als heute.

An solchen Szenarien liegt es vermutlich, dass François Bauschs Idee bisher so viel positives Echo gefunden hat. Vielleicht aber überzeugt sie auch, weil sie einen regionalen Ansatz hat. Schon zu Zeiten von Henri Grethens *mobilité.lu* und dem IVL sollte über eine neue *Escher Streck* nicht nur schneller von einem Hauptbahnhof zum anderen gefahren werden. Damals wurde davon ausgegangen, dass auf dem ganzen Netz der CFL neben den klassischen Zügen auch Train-Tram-Züge, wie sie im BTB-Konzept standen, fahren würden. Das IVL hielt fest: „Das ÖPNV-Konzept für die Südregion basiert auf dem Grundgedanken, die internationale Anbindung und die Verbindung nach Luxemburg-Stadt als schnelle Verbindungen über Train-classique abzuwickeln und für die interregionale Erschließung das Train-tram

anzubieten. Train-tram übernimmt die Erschließung und Verbindung der Gemeinden innerhalb der Südregion. Als Umsteigebahnhöfe zwischen Train-tram und Train-classique dienen Pétange, Esch/Alzette und Bettemburg. Der Busverkehr übernimmt die innergemeindliche Erschließung und die Zubringerfunktion zur Schiene.“

Verglichen mit François Bauschs Vorschlag fehlt dieser Beschreibung eigentlich nur der Radweg entlang der A4. Doch Train-Tram-Züge erledigten sich, als die CFL im Herbst 2005 wissen ließen, so einen Parallelbetrieb gebe die Infrastruktur nicht her. Frühestens 2017 sei sie so weit. Worauf der politische Kompromiss gefun-

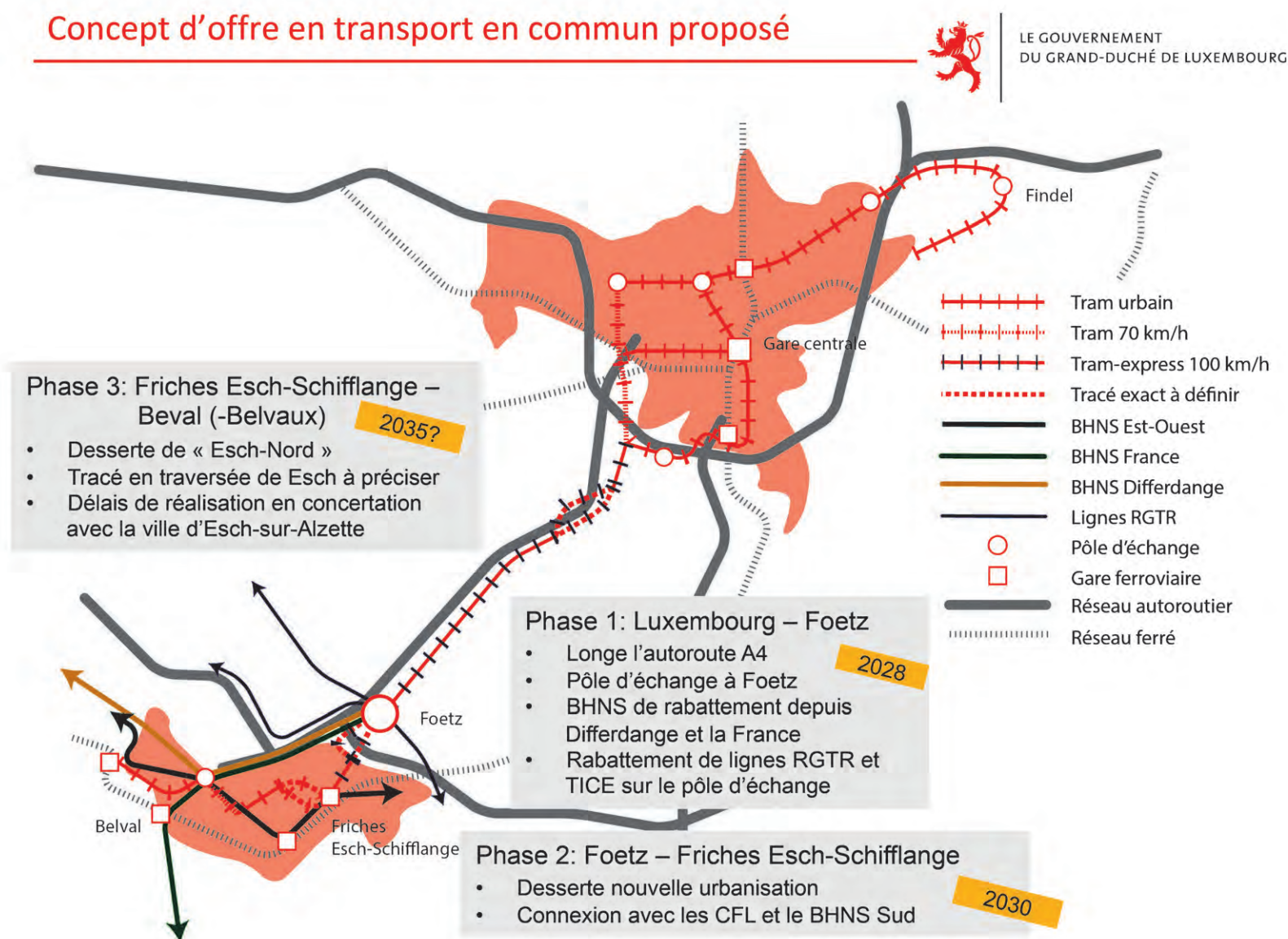
den wurde, anstelle der Regionalbahn durch die Stadt eine Straßenbahn in der Stadt zu bauen. Mit dem Aus für Trains-Trams verlor auch die zweite *Escher Streck* ihren Sinn: Der damalige CSV-Landesplanungsminister Jean-Marie Halsdorf hatte 2005 eine *Raumverträglichkeitsprüfung Schnellbahnstrecke Stadt Luxemburg – Esch/Alzette* in

Auftrag gegeben. Im Januar 2006 lag ein erster Bericht vor, für den untersucht worden war, was klassische und Train-Tram-Züge auf der Strecke brächten. Fazit: Der große Vorteil Letzterer sei die umsteigefreie „Feinerschließung“ in Esch, Belval und der Hauptstadt. Weiter untersucht wurde das nicht mehr, denn im März 2006 war die Option BTB politisch tot. Eigentlich war damit auch die zweite Escher Strecke politisch tot, fünf Jahre ehe die nächste CSV-LSAP-Regierung sie wegen zu hoher Kosten begrub. Der Einsatz der Süd-CSV 2008, sie doch zu bauen, war deshalb ziemlich perfide: Weil LSAP-Transportminister Lux sie für überflüssig hielt, ließ die CSV es so aussehen, als gönne der rote Lux dem – damals – roten Esch nicht mal das, was der blaue Grethen schon 2003 versprochen hatte. Dabei hatte 2007 eine zweite „Raumverträglichkeitsprüfung“, die diesmal die Escher und die Bettemburger Neubaustrecke verglich, nur Letztere zu bauen empfohlen. Publik wurde das aber erst im Herbst 2008. Dass Lux kurz zuvor in seinem *Avant-projet* für den sektoriellen Transportplan die *Escher Streck* sogar für „prioritär“ erklärt hatte, fiel nicht weiter auf. Und *Avant-projet* heißt ja nicht viel.

Kalter Kaffee sind die alten Geschichten nur zum Teil. Sie zeigen, welcher Bruch für Verkehrsplanungen durch das Aus für Train-Tram-Züge entstanden war. Das gab Raum für Politisierungen und allerlei verrückte Ideen für den Überlandverkehr, von Schwebebahnen bis hin zu Monorails. Alle Ansätze zur Erweiterung der Straßenbahn über die Grenzen der Hauptstadt hinaus sind Versuche, diesen Bruch zu überwinden: Wenn ein attraktives regionales Verkehrsmittel schon für nötig gehalten wurde, als man für 2050 den 700 000-Einwohnerstaat kommen sah, wieso dann nicht auch, wenn Luxemburg bis 2030 zum 800 000-Einwohnerstaat werden könnte?

Deshalb ist der erste konkretere Ansatz, die Tram über die Grenzen der Hauptstadt hinaus zu verlängern, ein Befreiungsschlag. Bemerkenswert ist aber auch sein Werden. Wie der Transportminister es beschreibt, ist das Konzept für Tram und Expressradweg entlang der A4, für den Umsteigepol in Foetz und die schnellen Busverbindungen im Süden, das erste Resultat eines neuen, gemeinsam mit einer Schweizer Firma entwickelten Verfahrens: Aus Wachstumsszenarien, Verkehrsflüssen und bestehenden Bauplanungen erlaube es, die optimale Mobilitätslösung zu finden, die leistungsfähig, attraktiv und rentabel genug ist. Falls dieses Instrument tatsächlich so gut ist, dann könnte François Bauschs Vermächtnis als Transportminister nicht nur darin bestehen, Druck gemacht zu haben für neue Infrastrukturen und den Kauf neuer Züge. Die Verkehrsplanung rationaler und weniger beeinflusst von politischen Interessen und vom Stammtisch gemacht zu haben, wäre am Ende noch viel wichtiger.

Concept d'offre en transport en commun proposé



Bis zu 100 Stundenkilometer schnell könnte die Express-Tram fahren. In Ortschaften allerdings nicht. Wäre sie dann schnell genug, wenn sie im Raum Esch für „Feinverteilung“ sorgt und in Luxemburg-Stadt auch? Wahrscheinlich ist das eine der Fragen, die noch öfter gestellt werden, falls die nächste Regierung das Konzept weiter verfolgt. Klar ist: Stiege man zum Beispiel in Belval zu und dann ginge es gemütlich durch Esch und Schifflingen, ehe es ab Foetz schnell wird, wäre man vielleicht sogar im klassischen Zug ab Belval besser bedient. Allerdings enthält der am Montag präsentierte Vorschlag auch zwei Buslinien (BNHS, Bus à haut niveau de service). Die eine Linie wäre Richtung Differdange unterwegs, die andere ab Frankreich via Belval nach Foetz – damit es schnell geht, über die Autobahn, auf der Busse und Fahrgemeinschaften dann ausnahmsweise die Standspur benutzen dürfen. Eventuell wäre es dann für Passagiere besser, von Belval nach Foetz erst einmal im Bus zu fahren. Generell zielt das Konzept darauf ab, möglichst viele Verbindungen anzubieten, auf denen allenfalls einmal umgestiegen werden müsste:

Jeder weitere Umstieg könnte als einer zu viel und das Auto als besser empfunden werden. Damit es in der Hauptstadt nicht zu viele Umstiege gäbe, soll die Express-Tram eine eigene Linie auch im Stadtgebiet bilden. Eine spannende Frage ist die, was zur Verbesserung der Verkehrslage zwischen Luxemburg-Stadt und Esch kurzfristig getan werden kann. Das Transportministerium setzt einerseits auf Fahrgemeinschaften, die man fördern will: Sei in den Spitzenstunden jedes Auto mit zwei Personen besetzt statt die meisten mit nur einer, gebe es auf der A4 keine Staus mehr. Im Eisenbahnverkehr könnten längere Züge eingesetzt, auf jeden Fall nach Fertigstellung der Neubaustrecke nach Bettemburg, und vielleicht ließe sich auch der Fahrplankontakt auf der bestehenden Escher Strecke verdichten. Ebenfalls keine kurzfristige Lösung bietet sich mit den Bussen entlang der A4: Im Moment sind die Standspuren entlang der Autobahn zu schmal. Im Entwurf zum *Plan sectoriel transports* sind sie reserviert für den Ausbau. Ebenfalls erweitert werden muss das Autobahnleitsystem Cita, um die Freigabe der Spuren zu signalisieren.

Wenn ein attraktives regionales Verkehrsmittel schon für nötig gehalten wurde, als man für 2050 den 700 000-Einwohnerstaat kommen sah, wieso nicht auch im 800 000-Einwohnerstaat, zu dem Luxemburg bis 2030 werden könnte?

Leitartikel

Pflicht, keine Kür

Ines Kurschat

Endlich. Am Donnerstag verabschiedete die DP/LSAP/Grüne-Koalition nach hitziger Debatte die Reform des Scheidungsrechts. Zum Schulterklopfen über den Beitrag zur gesellschaftlichen „Modernisierung“, wie die Regierungsparteien den Text der grünen Berichterstatterin Sam Tanson loben, die das Dossier von der scheidenden Parteikollegin Viviane Loschetter übernommen hat, gibt es jedoch keinen Anlass.

Dass Ehen, wenn nicht einvernehmlich, bislang nach dem Schuldprinzip geschieden wurden, ist ein demütigender Anachronismus, der längst abgeschafft gehörte. Die DP hatte 1975 noch das faktische Getrenntleben eingeführt. In Zukunft gilt das Zerrüttungsprinzip. Die leidige Schuldfrage ist vom Tisch, die oft dazu geführt hatte, dass ein Partner dem anderen fehlerhaftes Verhalten nachweisen wollte und so die Trennung erst recht konfliktär wurde. Ein Schuldspruch hatte tendenziell für Ehefrauen gravierendere Folgen als für den Mann, weil für sie damit oft der Entzug der finanziellen Lebensgrundlage verbunden war.

Der erste Entwurf vom damaligen CSV-Justizminister Luc Frieden, hier Abhilfe zu schaffen, liegt 15 Jahre zurück, aber der Abschied von der Schuld fiel und fällt seinen

Parteikollegen besonders schwer und trug dazu bei, dass die Reform nicht vom Fleck kam. Angeblich wegen der geschlagenen Partner und ihren Kinder, deren Leid ohne Schuldprinzip nicht voll anerkannt würde. Das stimmt so nicht: Das neue Recht sieht im Falle von Gewalt oder Straftaten vor, dass alle Unterhaltsansprüche entfallen.

Wichtig sind die Änderungen im Bereich der Versorgungs- und Unterhaltsrechte und -pflichten. Der Gesetzgeber geht davon aus, dass beide Ehepartner gleichermaßen zur Haushaltsführung verpflichtet, zur Erwerbstätigkeit berechtigt und an der Erziehung der Kinder beteiligt sind. Letzteres drückt sich im geteilten elterlichen Sorgerecht aus, das beide Eltern erhalten, egal ob verheiratet, verpartnert oder nicht. 1999 hatte das Verfassungsgericht das einseitige Sorgerecht für verfassungswidrig erklärt und man zweifelt an der Gestaltungsfähigkeit und dem Willen der Politik, dass es möglich ist, dass eine so offensichtliche Ungerechtigkeit, obschon höchstrichterlich festgestellt, fast 20 Jahre andauern kann. Ein Haken, der insbesondere Grüne und Frauenorganisationen schmerzen dürfte, ist das fehlende Splitting. Die Regierung wollte nicht auf den Weg gehen, Rentenansprüche rückwirkend aufzuteilen, sie können nachträglich erworben werden. Das geht nur, wenn Geld da ist.

Dass mit dem neuen Scheidungsrecht Schluss ist mit den Rosenkriegen um Haus, Hof und Kind, ist allerdings keineswegs sicher. Sicher: Klare Fristen, richterliches Bemühen um Mediation und transparentere und flexiblere Regeln zu Unterhaltspflichten sowie das Zusammenführen von Scheidungs- und Familienaffären unter ein Familiengericht können Trennungen die Spitze nehmen und rechtliche Prozeduren verkürzen. Doch wer sich im Streit von seinem Partner oder seiner Partnerin trennt, wer tief verletzt und von Emotionen geblendet ist, hat auch nach dem neuen Recht genügend Ansatzpunkte, dem anderen die Trennung schwer und teuer zu machen. Und kann immer versuchen, das eigene Kind praktisch in Geiselhaft zu nehmen.

Doch wenn alles gut geht, wird das Wohl des Kindes künftig stärker noch als bisher im Mittelpunkt der Scheidungsverfahren und richterlicher Erörterungen stehen. Dafür muss, und das ist richtig, im Prozess um die Frage etwa des Aufenthalts- und des Besuchsrechts das Kind angehört werden. Das ist heute schon der Fall, deswegen ist die Auffregung der CSV, so würden Kinder gegen ihre Eltern aufgebracht, nicht ganz verständlich. Künftig wird die Anhörung des betroffenen urteilsfähigen Kindes gesetzlich festgeschrieben, es kann per Anwalt auch selbst Partei ergreifen.

Über 70 Jahre nach Kriegsende soll Großherzog Henri am Sonntag das erste Nationale Monument für die Opfer der Shoah einweihen, eine unauffällige Skulptur von Shelomo Selinger im Schatten der Kathedrale. Das Denkmal und eine Stiftung zum Gedenken an die Vernichtung der europäischen Juden hatte das Parlament nach dem Artuso-Bericht beschlossen. Die Regierung fand, dass die Stiftung vor allem von den Opfern selbst, aus ihren angeblich verwaisten Bankkonten, gespeist werden soll, mit deren Identifizierung und Erstattung die Banken sich bis heute schwertun. So droht man den Juden diskret mit dem Vowurf des Schachers und wartet weiter das Ableben der letzten Überlebenden der Vernichtungslager ab. rh.



Personalie

Personalien

Politik

Bildung

Gesellschaft

Gesellschaft

Alex Bodry,



Fraktionssprecher der LSAP, distanzierte sich von seinem linksliberalen Spitzenkandidaten Etienne Schneider und dessen Anfang des Jahres verbreiteten Überlegungen, den antikerikalen Linksblock wieder auflösen zu lassen, den liberale Schmelzherren und Arbeiterpartei vor 100 Jahren bildete, diesmal unter Einbeziehung der Grünen und unter der Bezeichnung *En Marche*. „Die DP ist uns programmatisch prinzipiell nicht näher als die CSV“, erklärte er der Internetseite *Reporter.lu* und wohl auch der um ihre linke Identität bangenden Parteibasis. Stattdessen plädierte der ehemalige Umweltminister für „eine gemeinsame Bewegung oder zumindest eine engere Abstimmung“ mit den Grünen, zu der es „eine doch sehr große Nähe“ gebe. Das politische Projekt der derzeitigen Koalition war 2013 die Ausgrenzung der CSV. 2018 führt kaum ein Weg an der CSV vorbei und so sah Alex Bodry kein gemeinsames Projekt mehr für DP, LSAP und Grüne. rh.

Fernand Kartheiser,

von der nationalen Identität besessener ADR-Abgeordneter, wollte mit einer parlamentarischen Anfrage wissen, wann die Regierung gedenke, „de Péitrusdall ze renaturaliséieren“. Nachhaltigkeits- und Infrastrukturminister François Bausch (Grüne) wollte aber von einer Wiedereinbürgerung des Tals nichts wissen und meinte, „de Renaturéierungs-Projet“ falle in die Zuständigkeit der Stadtverwaltung. rh.

Ronald Mordiconi,

Briefträger, legte am Wochenende den Vorsitz seiner Freien Ökologischen Demokratischen Partei nieder. Er tritt aus der FÖDP aus, für die er als Spitzenkandidat im Oktober zusammen mit mehreren Familienanhörigen auf einer halben Liste im Südbezirk kandidieren wollte. Grund sind Meinungsverschiedenheiten mit seinem aus der rechtsextremen Ecke kommenden Stellvertreter und ebenfalls Spitzenkandidat Steve Melmer. rh.

Claude Gengler,

Direktor des aus der Lokalausgabe des *Républicain Lorrain* hervorgegangenen *Le Quotidien*, kündigte am Dienstag seinen Rücktritt an, meldete *Paperjam*. Der Rücktritt erfolgte eine Woche nach der Jahresversammlung des Edipress-Verlags, der seit längerem über die Zukunft seiner drei französischsprachigen Zeitungen nachdenkt. rh.

Ende in Sicht?

Der Pflegeheimstreik könnte möglicherweise bald beendet werden. Der Regierungsrat diskutiert auf seiner heutigen Sitzung „Vorschläge“ des Pflegedienstleisterverbands Copas für eine „dauerhafte Lösung“. Die Lösung soll offenbar nicht nur für die Mitarbeiter der bestreikten Heime gelten: Die Copas erklärte gestern, sie beträfe „die rund 600 der mehr als 11 000 im Pflegesektor Beschäftigten, die extralegale Vorteile genießen, weil sie noch unter den Bedingungen des Krankenhaus-Kollektivvertrags eingestellt wurden“. Das wären sämtliche unter diesem Statut Beschäftigte, auch in Betrieben wie Servior oder den Luxemburger Hospices civils, die die „extralegalen Vorteile“ bezahlen. Falls das Kabinett sich auf eine Lösung einigt, dürfte der OGBL bekommen, was er will. Der Streik hatte seit Mittwoch noch an Dramatik gewonnen. Zum einen ließ der OGBL am Dnnnerstagvormittag auch das Pflegeheim von Zitha Senior in Luxemburg bestreiken. Zum anderen hatte die Direktion des Bettemberger Pflegeheims An de Wissen die Polizei gerufen, um Streikbrecher aus anderen Pflegebetrieben ins Haus zu geleiten. Streikposten des OGBL hatten den Zugang blockiert, das Syndikat Gesundheits- und Sozialwesen nannte die von der Copas organisierte Hilfe und die Polizeiaktion „gesetzwidrig“ und „verfassungsfeindlich“. Die Copas rechtfertigte sich, es handle sich um ein ausnahmsweises „Outsourcing“ von Pflege Tätigkeit aus dem bestreikten Heim an andere Betriebe. Dergleichen sei sogar in der Konvention mit der CNS vorgesehen. pf

Campus Mondorf

Ein Internat mit hundert Plätzen soll beim geplanten Lycée in Mondorf entstehen. Das entsprechende Gesetz wurde am Dienstag verabschiedet, Berichterstatter war mit Lex Delles kein Geringerer als der liberale Bürgermeister des Kurorts selbst. Besonderes Merkmal des neuen Schulangebots im Osten, von der sich die Schule vor allem auch weniger Transport quer durchs Land verspricht: Die Schule wird neben dem Lehrplan der öffentlichen Schule auch Klassen haben, die nach dem Lehrplan der Europaschulen funktioniert, dort sollen auch Muttersprachler unterrichten können. Für die CSV stellen die unterschiedlichen Sprachanforderungen sowie unterschiedliche Statuten bei den Lehrkräften einen potenziellen Konflikt herdar. ik

Gegen die Lehrerknappheit

Von „punktuellen Änderungen“ sprach Berichterstatter Lex Delles (DP), als er die Maßnahmen vorstellte, mit denen Bildungsminister Claude Meisch (DP) dem Lehrermangel in der Grundschule begegnen will und die diese Woche verabschiedet wurden. Grundlage ist eine Vereinbarung zwischen der größten Lehrgewerkschaft SNE und Meisch, der drei Hauptneuerungen vorsieht: Beim Zugang zum *Concours* als Eintritt in die Lehrerausbildung wird das *Passerelle*-Jahr abgeschafft, sodass auch Absolventen eines *Spillschoul*-Bachelors zum Lehrer-*Concours* zugelassen sind. Wer im Ausland Vorschullehrer studiert hat, kann sich berufsbegleitend das fehlende Wissen aneignen. Auch Quereinsteiger können sich künftig als Lehrkraft bewerben, wenn offene Posten für brevetierte Lehrer unbesetzt bleiben. ik

Hilfe in Not

Eine bessere gesundheitliche und soziale Versorgung von Suchtkranken mahnte der Suchtverband Luxemburg vergangenen Montag auf einem Symposium vor 150 Teilnehmern an. Nur Wohnansätze und Empfänger des Revis sind durch die Krankenversicherung abgedeckt, 600 seien ohne Krankenversicherung, davon sei rund die Hälfte suchtkrank. Das bedeute häufig chronische Krankheiten und Infektionen, die nicht durch die medizinische Notversorgung gedeckt seien. Der Verband fordert, diese Menschen in die Krankenversicherung aufzunehmen. Mit fortschreitendem Alter steige zudem die Notwendigkeit, spezielle Strukturen für ältere Drogenabhängige vorzusehen, Suchtkranke altern erfahrungsgemäß schneller. Besonders schwierig sei für sie, eine Wohnung zu finden. Hier sei der Staat gefragt: Er soll mehr Strukturen für Süchtige bereitstellen, so der Verband. ik

Geschwindigkeitsrekord

Eine weitere am Mittwoch auf der Internetseite des Parlaments veröffentlichte Petition zur „Legalisierung des Cannabis mittels Coffeeshops“ hatte binnen 24 Stunden mehr als 5 800 Unterschriften erhalten. Durch die Legalisierung würden Arbeitsplätze geschaffen, die Polizeibeamten entlastet und die Steuereinnahmen erhöht, verspricht Initiator Joé Schmit. Ab 4 500 Unterschriften organisiert das Parlament eine öffentliche Anhörung zu einer Petition. rh.

Informationszugang und mehr

Acht Prioritäten hat der Conseil des personnes handicapées für den neuen Aktionsplan für Menschen mit Behinderungen vorgesehen, der die UN-Behindertenrechtskonvention in konkrete Maßnahmen umsetzen soll. Ganz oben auf der Liste steht die Sensibilisierung, als zweiter Punkt wird die Anerkennung der juristischen Person genannte, darunter soll auch die Reform der Vormundschaft fallen, sowie als dritter die autonome Lebensführung und die gesellschaftliche Inklusion. Der Behindertenrat schreibt Gutachten und Stellungnahmen rund um das Thema Handicap. Leider sind seine Sitzungsprotokolle nicht öffentlich zugänglich, an der Forderung zu besserem Informationszugang (Punkt vier in der Schwerpunktsetzung; außerdem Bildung, Gesundheit und Beschäftigung, politische und gesellschaftliche Teilhabe) könnte der Rat also selbst arbeiten. ik



Die Lehrergewerkschaft SEW warnt vor der Ökonomisierung der öffentlichen Schule. Und steht damit nicht alleine

Ines Kurschat

Luxetoys heißt die Schüleridee, die dieses Jahr den landesweiten Wettbewerb des besten Mini-Unternehmens gewonnen hat und vom 16. bis 19. Juli Luxemburg in Belgrad vertreten darf, wenn es darum geht, herauszufinden, wer europaweit die beste Schülerfirma gegründet hat. Ausgedacht haben sich Luxetoys acht Schülerinnen und Schülern des klassischen Lyzeums in Diekirch. Sie erfanden das Memoryspiel PouBelle, das Kinder in die Geheimnisse von Recycling und Abfalltrennung einführt.

Den Wettbewerb um die besten unternehmerische Schüleridee gibt es seit über 15 Jahren. 2000 rief der Rat von Lissabon „unternehmerische Initiative“ als eine neue Grundkompetenz aus, kurz darauf wurde das Konzept der Schülerfirmen ins Leben gerufen. Ziel sei, heißt es seitens der EU-Kommission, „die Entwicklung echter wirtschaftlicher Aktivität in kleinem Maßstab beziehungsweise die realistische Simulation der Abläufe in echten Unternehmen“. Die Aktivitäten ermöglichen Jugendlichen „den Erwerb grundlegender unternehmerischer Kompetenzen“ sowie „die Entwicklung von persönlichen Qualifikationen und Querschnittkompetenzen“.

Nach Jahren des Nischendaseins spricht sich die Initiative offenbar herum, dieses Jahr war die Beteiligung mit 54 Luxemburger Schulen und rund 500 Schülerinnen und Schülern so hoch wie noch nie. Zur Feier erschien neben Bildungsminister Claude Meisch (DP) auch Staatssekretärin Francine Closener (LSAP). Als Hintergrundkulisse für die Preisverleihung prangten groß die Namen der Sponsoren, allesamt führende Wirtschaftsunternehmen des Landes. An diesem Tag schienen alle froh, von der sonst von Wirtschaftsverbänden oft gerne lautstark beklagten Realitäts- und Praxisferne der öffentlichen Schule war jedenfalls für einmal nichts zu hören.

Ohnehin stellt sich die Frage, wie begründet dieser Vorwurf ist, oder ob unter dem liberalen Bildungsminister der Einfluss auf die öffentliche Schule durch Wirtschaftsverbände und -vertreter sowie andere Außenstehende nicht eher zunimmt. Vor zwei Wochen stellte Meisch die selbsterklärte Bürgerplattform Up-Foundation vor, die sein Ministerium mit immerhin einer halben Million Euro Starthilfe unterstützt: Hinter der Stiftung, geleitet von Liz Kremer-Rauchs, bis vor kurzem Beamtin im Erziehungsministerium und dort Koordinatorin für Schulprojekte und Strategien, stehen prominente Wirtschaftsakteure wie die Pall-Center-Chefin Christiane Wickler, Raymond Schadeck, Ex-Unternehmensberater bei Ernst & Young, oder Produktdesigner und ehemaliger Berater von Luxinnovation Jan Glas. Sie will „Initiativen, Projekte und Programme“ unterstützen, die „das unterschiedliche Potenzial von Kindern und Jugendlichen entfalten helfen“. Wie das konkret geschehen soll, verriet das vierseitige Pressedossier nicht.

Eltern klagen seit längerem, dass im Grundschulunterricht immer mehr außerschulische Protagonisten Einzug halten: Ob Malkurse, Woch von de Suen, jonk Fuerscher, ob Nichtregierungsorganisationen, Politiker oder Vertreter anerkannter Berufe – es ist eine schier unübersichtliche Schar, die an die Türen der öffentlichen Schule anklopft und oft auch Eintritt erhält. Die Woch von de Suen, dieses Jahr vom 12. bis 16. März, ist wie die Jonk entrepreneurs einer europäischen Initiative entsprungen und wird von der ABBL, der CSSF und der Handelskammer organisiert. An erster Stelle der Ziele steht laut Bankenvereinigung, „Kinder für die Wichtigkeit von Geld und Konsum“ zu sensibilisieren und sie aufzuklären, „über ihre Lust zu konsumieren und der Realität des Lebens“, aber auch „kritischer Geist vor der Kaufentscheidung“; die Kaufentscheidung ist offenbar gegeben. „Das Erlernen eines verantwortlichen Umgangs mit Geld ist essentiell und hat ganz bestimmt einen Platz in unserer Schule“, begründet Claude Meisch, selbst ehemaliger Banker, die Unterstützung der Initiative durch sein Ministerium. Eine ehemalige Lehrerin und heutige Unidozentin kommentierte gegenüber dem *Land* dagegen skeptisch: „Viele Grundschulkinder des vierten Zyklus bekommen noch kein regelmäßiges Taschengeld. Und jetzt sollen sie ausgerechnet von jenen den ver-

Wo verläuft die Grenze zwischen pädagogisch sinnvoller Zusammenarbeit und dem Versuch von Wirtschaftsverbänden, sich Zugang zu künftigen Konsumenten und Arbeitskräften zu verschaffen?

nünftigen Umgang mit Finanzen lernen, die mitverantwortlich für die Finanzkrise waren?“

Der Vorwurf ist zugespitzt, aber was der pädagogische Sinn und Zweck der „finanziellen Bildung“ ist, erfahren Eltern oft nur lückenhaft und am Rande. Ebenso wenig wird ihnen mitgeteilt, dass die Bankenvertreter, die in die Schulen kommen, sich an einen Verhaltenskodex halten müssen, der sie verpflichtet, keine Werbung zu machen. Eine beklagenswerte Nachlässigkeit, wie Pierre Reding mahnt: „Wir sagen den Schulen, sie sollen die Eltern umfassend über solche Initiativen aufklären.“ Was aber ist der pädagogische Wert eines von einer Bank ausgetragenen Malwettbewerbs, außer dass sie ihren Namen prominent platzieren kann? An welchen Wettbewerben eine Schule teilnimmt, entscheiden in der Regel die Schulkommissionen der Gemeinden, oft auf Anregung einer Schule. „Wir haben damit nichts zu tun“, betont Regierungsrat Reding. Die Woch von de Suen ist eine landesweite Initiative, die das Ministerium finanziell unterstützt und im Newsletter bewirbt.

Auch der Besuch eines Unternehmens im vierten Zyklus wird vom Ministerium vorgegeben: Er steht im ministeriellen Rundschreiben vom März, das der Minister an die rund 150 Grundschulen im Land geschickt hat. „Der Besuch eines Betriebs ist Teil der beruflichen Orientierung, die früher als bisher ansetzt. Dadurch sollen schon Grundschüler Berufe kennenlernen und sehen, wie ein Unternehmen funktioniert“, sagt Pierre Reding.

Aber wo verläuft denn nun die Grenze zwischen pädagogisch sinnvoller Zusammenarbeit mit außerschulischen Partnern und dem eventuellen Versuch von Wirtschafts- und Unternehmensverbänden, sich unzulässig Zugang zu künftigen Konsumenten und Arbeitskräften zu verschaffen? Es gibt hierzulande keinerlei Richtlinien oder Orientierungshilfen, falls Lehrer und Schulen unsicher sind, ob der Besuch einer Lebensmittelfirma mit anschließender Verköstigung exklusiv mit eigenen Produkten noch Teil des Berufsorientierungsauftrags oder schon geschicktes Produkt-Placement ist. „Außer dem allgemeinen Werbeverbot im Grundschulgesetz gibt es keine Regeln“, bestätigt Robert Brachmond, Regionaldirektor in Echternach. Die Zusammenarbeit mit vielen Unternehmen sei „über die Jahre“ gewachsen: „Das sind Traditionen. Die hat noch nie jemand wirklich hinterfragt.“ Wie sie entstehen, warum vielleicht eine Firma öfters besucht wird als eine andere, mag ihrer Größe und ihren Ressourcen geschuldet sein, viele Schüler empfangen zu können – vielleicht aber auch nicht. Vor einigen Jahren führte die Zusammenarbeit zwischen Grundschulen und einer großen Luxemburger Molkerei zu Streit: Lehrer sahen den Milchkonsum der Kleinen eher kritisch und lehnten „den weißen Flüssigzucker“ aus gesundheitlichen Gründen ab, andere pochten auf die gesundheitsfördernde Wirkung von Eiweiß, Calcium und Vitaminen. Der Streit beschäftigte schließlich ein überregionales Inspektorentreffen. „Wir arbeiten im Rahmen von Food for School mit dem Landwirtschaftsministerium zusammen, das sich mit dem Gesundheitsministerium abstimmt“, sagt Pierre Reding. Es sei an den Gemeinden zu entscheiden, ob sie ihren Schulen Milch als Pausendrink empfehlen oder nicht.



Welchen Stellenwert für die Wirtschaft in der öffentlichen Schule?

Das ist nicht die einzige strittige Zusammenarbeit: Auch der Auftritt der Armee bei Berufsorientierungsveranstaltungen in den Sekundarschulen führte immer wieder zu Kritik nicht nur bei pazifistisch gesonnenen Eltern, die nicht wollten, dass ihre Kinder in der Schule mit Berufsperspektiven beim Militär konfrontiert würden. Die Armee wiederum ist als Freiwilligenarmee auf Nachwuchs aus den Schulen angewiesen.

Vor allem aber sind Schulen attraktive Geschäftspartner, weil sie mit hunderten Schülern und Lehrern wirtschaftliches Gewicht auf die Waage bringen. Insbesondere bei Computern, Software und den dazugehörigen Infrastrukturen winken mitunter lukrative Großaufträge, die es in sich haben: Internetriesen wie Google, Apple oder Microsoft lassen sich Kollaborationen oft mit Knebelverträgen versüßen: Dann sind mit der Online-Plattform oder dem Einführungskurs im Umgang mit Tablet, Software Nutzungs-Klauseln verbunden. In Deutschland entschied die Bundesverbraucherzentrale kürzlich, dass Apple seine Teilnahmebedingungen für Schülerkurse abändern muss: Eltern mussten zuvor eine Zustimmungserklärung unterschreiben, in dem sie sich nicht nur einverstanden erklärten, dass ihr Kind gefilmt, interviewt und fotografiert wird, sondern in dem sie zudem sämtliche Nutzungsrechte an Apple abtraten. Nach Auffassung der Verbraucherschützer schloss die Zustimmung ein, dass Apple Fotos und Videos von Minderjährigen geradezu beliebig und zudem noch kostenlos für Werbekampagnen hätte nutzen können.

Das Unterrichtsministerium ist als Folge verschärfter Datenschutzbestimmungen und gestärkter Ver-

braucherrechte durch die EU-Datenschutz-Grundverordnung derzeit dabei, sämtliche Firmenverträge erneut hinsichtlich der Nutzungs- und anderer Rechte „gründlich zu überprüfen“, wie Regierungsrat Reding betont. „Die Task force“, bestehend aus Juristen und IT-Experten, „geht derzeit Vertrag für Vertrag durch“, so Reding. Sie soll danach bestehen bleiben, um in Zukunft auf ähnliche Anfragen und Beanstandungen von Schulen reagieren zu können.

Für das SEW dürften diese Zusicherungen und Vorkehrungen, die das Ministerium im Hinblick auf dubiose Verträge zwischen Schulen und Privatunternehmen trifft, jedoch bestenfalls das berühmte Pflaster auf dem Holzbein sein. Die Lehrergewerkschaft warnt seit längerem vor der schleichenden Privatisierung der öffentlichen Schule und lud deshalb vergangene Woche zur Konferenz *Qu'est-ce que la nouvelle école capitaliste et comment la combattre?* mit Francis Vergne ins Gewerkschaftshaus nach Esch ein. Vergne ist Psychologe und forscht zu Privatisierung am Forschungsinstitut der französischen Lehrergewerkschaft *Fédération syndicale unitaire de l'enseignement, de la recherche et de la culture* (FSU) im Osten von Paris. Für ihn ist die Annäherung zwischen Schule und Wirtschaft mehr als ein Trend, sondern besorgniserregendes „Dispositiv zur Kontrolle und Regulierung“, das dazu beiträgt, den wirtschaftlichen Nutzen als „ultimatives Kriterium“ zu etablieren, um Bildungs- und Forschungsaktivität zu legitimieren. Als Beweis führt Vergne die immer stärkere Ausrichtung vieler Universitäten auf die angewandte Forschung an, von Unternehmen gesponsorte Lehrstühle, aber auch den Managementstil, der sich in fast allen öffentlichen Diensten durchsetze.

In Anlehnung an Vergnes Thesen prangert der SEW die Autonomie der Schulen an, wie sie Bildungsminister Meisch insbesondere für die Sekundarschulen vorgesehen hat, die ihre Profile durch neue Sektionen und Fächerschwerpunkte künftig noch mehr als bisher schärfen können. Aber auch die Kommerzialisierung von Bildungsinhalten etwa durch Lehrpläne und Prüfungen, die im Ausland eingekauft und dort auch kontrolliert werden, wie beispielsweise beim *Bac international* oder der International School Michel Lucius, die ihr englischsprachiges Schulprogramm vom Londoner Medienkonzern Pearson erworben hat.

Mit seiner Kritik an der Ökonomisierung von Bildung steht der SEW nicht allein. Bildungswissenschaftler wie der deutsche Pädagoge Jochen Krautz oder Ingrid Lohmann, Professorin für Ideen- und Sozialgeschichte der Erziehung an der Uni Hamburg, sind sich einig, dass Bildung in den vergangenen Jahren verstärkt einer ökonomischen Logik unterworfen ist. Für Lohmann lässt sich in bildungspolitischen Positionspapieren der Europäischen Kommission „das dominante Prinzip einer betriebswirtschaftlich ausgerichteten Optimierung der Humanresource Mensch“ ablesen, die immer früher beginne, mit dem Besuch der Krippen und der Ausdehnung der (non-formalen) Bildung bis weit vor das Vorschulalter.

Auch der betriebswirtschaftliche Jargon ist in der Bildungspolitik endgültig angekommen: Ob es um Monitoring geht oder Outputorientierung, ob um Steuerungsgruppen oder flache Hierarchien – das Vokabular klingt wie aus einem BWL-Studienbuch. Dabei geht es nicht bloß um Semantik. Dass Schulen Rechenschaft für Bildungsziele ablegen müssen, ist für den SEW Ergebnis einer neoliberalen Bildungspolitik, die ein „utilitaristisches Verständnis von Unterricht“ habe: In der Schule würden die Konsumenten und die Arbeitskräfte von morgen herangezogen, Flexibilisierung, lebenslanges Lernen seien die Stichwörter. Oft gehe mit der Ökonomisierung die zunehmende Finanzierung von Schulprojekten durch Privatunternehmen einher.

Dass der Staat weniger Mittel für die Bildung bereitstellt, trifft zumindest auf Luxemburg so nicht zu: Noch nie wurde so viel Geld für Bildung ausgegeben wie heute. Die Ausgaben für den Grund- und Sekundarschulunterricht verdoppelten sich von 540 Millionen Euro im Jahr 2008, das war vor der Grundschulreform von Mady Delvaux-Stehres, auf über 1,5 Milliarden im Jahr 2017. Das liegt zum einen daran, dass die Gehälter des Grundschulpersonals inzwischen zu zwei Dritteln vom Staat bezahlt werden, dafür entscheidet dieser mittels Koeffizienten maßgeblich über die personelle Ausstattung. Und weil die absoluten Schülerzahlen im selben Zeitraum weiter gestiegen sind.

Dem SEW ist dieser Zentralismus ein Dorn im Auge, die Gewerkschaft wirft der Regierung vor, mit der Einführung von (sozial gewichteten) Koeffizienten den Personalbedarf im Grundschulwesen kleinzurechnen und mehr auszugeben für teure Spezialposten, die den Schulen nicht viel brächten, weil sie dort nicht ankämen. Ob das so stimmt, ist unklar, denn es gibt diesbezüglich keine Analysen. Dass ausgerechnet der DP-Schulminister wie kaum ein zweiter Posten der höheren Beamtenlaufbahn im Schulwesen geschaffen hat, etwa für die neue Mediation, eine Beobachtungsstelle zu Bildungstrends oder für zusätzlich geschulte Fachkräfte für förderungsbedürftige Kinder und Jugendliche, ist ein kurioser Fakt dieser Legislaturperiode. Eigentlich waren die Liberalen angetreten, einen Schlussstrich unter die Strukturdebatte in der öffentlichen Schule zu ziehen und reden sonst gerne dem Sparen das Wort. Wie sehr Meischs kostspielige Maßnahmen den Schulen und konkret den Schülern zugute kommen, ob sie überhaupt helfen, den sozialen Graben zwischen armen und reichen Schülern zu verringern, ist eine Fragestellung, der sich weder das Ministerium noch die Bildungswissenschaftler der Uni Luxemburg bisher gewidmet haben. Dabei wäre – wenn schon, denn schon – eine Auswertung im Sinne einer propagierten Outputorientierung nur logisch.

Der Bildungsmarkt

't ass dach alles flott

josée hansen

Premier épisode : Maggy Nagel « Die neue Koalition war zu Beginn vielleicht etwas zu forsch » (« La nouvelle coalition était peut-être un peu trop impétueuse à ses débuts ») jugea le président du groupe parlementaire socialiste Alex Bodry dans son interview très remarquée, cette semaine sur le site *Reporter.lu*. Ce côté remuant, Maggy Nagel, la première ministre de la Culture libérale de ce gouvernement Bettel/Schneider/Braz l'incarna avec fougue et témérité. On lui avait fait comprendre que dans la culture, tout se passait dans l'opacité totale du « CSV-Staat », où, durant des décennies de règne ininterrompu de ministres catholiques, des artistes proches de l'Église ou de la famille directe des politiques ou des administrateurs se seraient vus richement dotés pour leurs petits projets – qu'il fallait donc y passer un bon coup de balai. Ce qu'elle fit avec plus de force que de raison : elle annula toutes les conventions avec les associations sans but lucratif et autres porteurs de projets et proposa une dizaine de mesures au plan d'économies du gouvernement appelé « Zukunftspak » – créant un premier grand choc dans le milieu culturel.

Pourtant, ce « milieu culturel » est plutôt politiquement au centre-gauche depuis des années : les projets culturels promouvant l'accueil des réfugiés lors de la grande crise de 2015 et les positions des artistes en faveur du droit de vote des étrangers lors du référendum de 2015 allaient le prouver. Le changement de coalition de 2013, pour un gouvernement DP/LSAP/Gréng, avait donc été perçu comme la promesse d'une avancée progressiste, en matière sociétale, mais aussi culturelle. La plateforme Forum culture(s), regroupant les dinosaures de la militance pour une politique culturelle intégrative et ouverte comme Raymond Weber, Claude Frisoni, Serge Kollwelter, Robert Garcia ou Serge Tonnar, voyait déjà venu le jour J où serait enfin appliqué leur « Pacte culturel », qu'ils avaient fait signer par tous les grands partis en ...2008 déjà.

Alors, certes, les socialistes pleuraient toujours à grosses larmes que leurs négociateurs aient omis de revendiquer le ministère de la Culture pour leur parti durant la mise en place de la coalition – mais Romain Schneider (LSAP) voulait absolument garder le ministère des Sports, et il n'était pas concevable qu'un même parti ait deux ministères gratifiants, où il peut être populaire en distribuant de l'argent. Au sein du DP, on ne peut pas dire non-plus que ce fut la grande ruée vers ce ministère, Corinne Cahen, proche de Xavier Bettel, ayant refusé le portefeuille par peur de se faire manger toute crue par les critiques du milieu de la culture, réputés très virulents. Et comme Maggy Nagel, ancienne bourgmestre de Mondorf, ayant fait un très bon score aux élections à la circonscription Est, ne voulait pas de la Coopération, elle se retrouva donc à la Culture (et au Logement). N'y était-elle pas idéale, celle qui chante en faisant du repassage,

comme elle raconta, voyage à travers l'Europe pour aller voir des opéras et avait même une fois dépanné son amie Montserrat Caballé avec une de ses robes ?

Or, Maggy Nagel ne s'est jamais retrouvée à ce poste, qu'elle géra comme le fait une élue locale, visitant courtoisement les institutions culturelles, comme elle visitait les entreprises à Mondorf, et créant une affaire d'État suite à une méchante blague de l'humoriste américain John Oliver dans *Last Week Tonight*. Lorsqu'elle finit par faire la risée publique suite à une sombre histoire de facture de restaurant non-payée, Xavier Bettel l'exfiltra des deux ministères, direction commissariat général du pavillon luxembourgeois à Dubai 2020.

Deuxième épisode : le tandem Xavier Bettel/Guy Arendt En décembre 2015, deux ans après l'entrée en fonction du gouvernement dit Gambia, le Premier ministre opère donc un remaniement ministériel et fait ce qu'il avait déjà voulu faire en 2013 : il devient lui-même ministre de la Culture, les arts plastiques le passionnant en dilettante. Mais comme il risquait de ne pas avoir assez de temps pour s'occuper de tous les dossiers en suspens, et afin que l'équilibre des trois partis au gouvernement soit sauvegardé – Marc Hansen étant passé de secrétaire d'État à ministre, il restait un poste de secrétaire d'État à pourvoir pour le DP –, se fait assister par un secrétaire d'État. Le prochain élu à l'Est, Lex Delles, n'était pas intéressé, voulant rester maire, et Gilles Baum ne faisant pas le poids, il choisit le prochain élu de la circonscription Centre, Guy Arendt. L'ancien maire de Walferdange vantera ses mérites pour le livre et la lecture, qu'il aurait prouvés en promouvant les Walfer Bicherdeeg, et tira son passé dans les affaires d'optimisation fiscale via son étude d'avocats.

Le premier but du duo était alors de pacifier tout ce beau monde, de calmer les esprits et de prouver l'enthousiasme du DP pour la chose culturelle. Entretemps, les conventions avaient été plus ou moins reconduites, presque personne n'a perdu de l'argent, et Xavier Bettel fait ce que fait n'importe quel patron qui veut lancer un produit : une étude de marché ! Le *Sondage sur la culture dans la société luxembourgeoise* réalisé par TNS-Ilres, et dont les résultats furent présentés en juin 2016 pourtant fut un grand désenchantement : le public ne connaît pas les artistes autochtones – à part Serge Tonnar, neuf pour cent, Thierry Van Werveke, sept, ou Fausti, également sept pour cent, – et fréquente peu les institutions existantes. Il allait falloir changer tout ça, en marquant plus de présence sur le terrain, et en valorisant ce que les Luxembourgeois disent aimer le plus dans notre culture : les traditions, la langue et le patrimoine (dans cet ordre-là). Depuis, Guy Arendt fait le tour du pays, visite des trains historiques et des sites de fouilles archéologiques, promeut le patrimoine via l'année



Maggy Nagel et Xavier Bettel lors de la prestation de serment, sous les ors du palais grand-ducal, en décembre 2013 ; Guy Arendt enlevant des lunettes de réalité virtuelle, au LuxFilmFest en 2016



européenne qui lui est consacrée, ouvre des expositions d'artistes amateurs et assiste à toutes sortes de conférences de presse. Alors que Xavier Bettel, lui, n'en fait qu'à sa tête : il assiste à des vernissages de peintres du dimanche, qui n'avaient jamais vu un Premier ministre de près, ouvre le nouveau pavillon à la biennale de Venise, dédié à l'architecture (métier de son mari), mais s'excuse au Festival de Cannes (il est aussi ministre des médias). Il instigue une exposition des « Trésors cachés » issus des réserves des instituts culturels (actuellement au Naturmusée) et lance l'idée d'une Galerie nationale d'art luxembourgeois (voir p.14). Xavier Bettel a cet enthousiasme naïf de quelqu'un qui fait des découvertes qui l'émerveillent, et si ce dilettantisme mène à se tromper de prénom d'un auteur recevant le plus haut prix littéraire national dans un *tweet* de félicitations, Nico ou Guy, il n'en fait pas toute une affaire. *Shit happens*. Le budget alloué à la culture, lui, grimpe à nouveau à 0,94 du budget d'État, le Luxembourg a désormais une présence aux Rencontres photographiques d'Arles, fera son retour à la Foire du livre à Francfort et Esch-sur-Alzette et sa région seront Capitale européenne de la culture en 2022 – que demande le peuple ?

Troisième épisode : Jo Kox, ministre de l'ombre Tout cet embrouillamini des débuts fit que, au début de l'année 2016, certains observateurs de la scène se rendirent compte que presque aucun des projets culturels annoncés dans l'ambitieux programme de coalition n'avait encore été attaqué – et parmi ces projets, surtout le plus chargé symboliquement, celui de la participation du secteur et du public via des *Assises culturelles* « annuelles » (sic) et « la publication à courte échéance d'un plan de développement culturel ». Très vite, Xavier Bettel confirme la tenue des premières *Assises*, en juillet 2016 – et le secteur accourt. 500 personnes y sont inscrites. C'est l'heure de Jo Kox, l'ancien et talentueux directeur administratif du Casino Luxembourg, roi d'Excel et de l'entregent, qui vient de réaliser un travail énorme de systématisation et de transparence des aides financières du Focuna (Fonds culturel national) qu'il préside, sera chargé du suivi des *Assises culturelles* et de la

Le ministère de la Culture a été absent trop longtemps. Et comme la nature a horreur du vide, de nouveaux acteurs s'y sont immiscés

préparation d'un *Plan de développement culturel*. En deux ans, il s'est avéré fin connaisseur de la scène et a fait un travail remarquable de collecte des données et d'informations directes via les « Ateliers du jeudi », où les professionnels discutaient encore une fois plus en profondeur des différents sujets urgents. Le soutien de la professionnalisation, la promotion, l'export et la gouvernance étant les thèmes dominants. Kox fait, avec un contrat d'expert indépendant, le travail qui devrait être réalisé au ministère. Il en présentera les résultats au parlement le 28 juin, avant les deuxièmes *Assises*, qui auront lieu le 29 et 30 juin – trois mois avant les élections.

Quatrième épisode : les nouveaux acteurs : Mais voilà : le ministère de la Culture a été absent trop longtemps, Et comme la nature a horreur du vide, de nouveaux acteurs s'y sont immiscés. Il y a d'abord toutes ces bonnes volontés privées qui, regroupées dans des associations ou carrément via des sociétés, ont pris le *lead*. Les *Lët'z Arles*, banques, sociétés d'audit et organisateurs de concerts dont les principaux émissaires sont désormais à des postes décisionnels dans la plus haute gouvernance des instituts culturels – conseils du Mudam, Rockhal,

Philharmonie, Casino... – et manquent de définir le concept de service public assez clairement pour que leur novlangue faite de termes venus du management privé ne fassent plus peur. Le DP préfère les hommes et femmes d'affaires aux intellectuels, figure en voie de disparition au Luxembourg.

Et le parti socialiste, lui, a réussi à remettre un pied dans la porte de la culture via son soutien au secteur créatif : le *Creative cluster* est attaché au ministère de l'Économie d'Etienne Schneider et de Francine Closener (LSAP) via Luxinnovation, et le lieu culturel le plus en vue du moment, la Kreativfabrick 1535° à Differdange est soutenue à hauteur de neuf millions d'euros pour son agrandissement par ce ministère. Alors, forcément, on ne parle plus de la liberté de l'art, mais de son utilité – pour la promotion du Luxembourg vers l'international. *Let's make it happen*, c'est inventer des choses pour le bien du pays, mais sans trop insister pour être rémunéré – ne vaut-il pas mieux être idéaliste que matérialiste ?

Cinquième épisode : et les artistes ? Eux, ne disent plus rien. Beaucoup d'entre eux s'étaient laissés embarquer dans le processus du *nation branding*, participant de bonne foi à un marathon créatif dont est sorti un banal logo commercial. Ils applaudissaient tellement le fait que Xavier Bettel ait empêché que Patti Smith se prenne les pieds dans le fil de son micro lors de son concert pour les dix ans du Mudam qu'ils en oublièrent de protester lors de sa trahison d'Enrico Lunghi un peu plus tard. L'art et les artistes sont désormais souvent dégradés au rang d'animation touristique, dans laquelle tout se dissout : que ce soit dans un centre commercial ou dans l'espace public, cet art-là doit être inoffensif et libre de sens, mieux encore, au service d'une bonne cause. Le ministre des Finances Pierre Gramegna (DP) n'avait-il pas sérieusement envisagé de vendre le seul Picasso en possession de l'État pour renflouer les caisses lors de la crise ? « Ech si frou, ech si frou, ech weess net wisou ? » chantait Monica quand elle était gamine. Aujourd'hui, elle a un nom de famille, Semedo, et est candidate aux législatives pour le DP.



La vente envisagée, par Pierre Gramegna (DP), du *Paysage de Cannes au crépuscule (1960) de Picasso* et le naufrage du Freeport n'étaient pas pour arranger la crédibilité du DP en matière de culture

Bilan gouvernemental (1) : Malgré beaucoup d'effets d'annonce, les cinq années durant lesquelles trois responsables libéraux furent à la tête de la politique culturelle doivent être considérées comme des années perdues

Vom Unterschied zwischen Wahlumfragen und Wahlergebnissen

Wahrhaftige Prophezeiungen

Romain Hilgert

Diese Woche, vier Monate vor den Kammerwahlen, veröffentlichten das *Luxemburger Wort* und *RTL* die Ergebnisse einer Umfrage bei 3 521 Wahlberechtigten, welcher Partei sie die meisten Stimmen gäben, wären am Sonntag Wahlen. Gemeint waren 26 verschiedene Sonntage, da die Umfrage ein halbes Jahr lang durchgeführt wurde. Unter dem Strich würde die CSV ihre Verluste von 2013 wettmachen und die Regierungskoalition ihre Mehrheit verlieren.

Als das Marketing in die Politik einzog, machten Marktforscher Wählerbefragungen populär. 1974 hatte die DP bescheinigt bekommen, erstmals einen „amerikanischen Wahlkampf“ geführt zu haben, 20 Jahre später begann die Veröffentlichung von Wählerbefragungen. Ihr Pionier war Alvin Sold, der damalige Chefredakteur des *Tageblatt*. Sieben Monate nachdem die LSAP wieder in der Regierung war, belehrte er am 11. März 1995 in einem Leitartikel seine Leser: „Es irrt, wer glaubt, es gäbe hierzulande keine Meinungsumfragen über politische Themen.“ Doch „[i]n der Regel bleiben die ermittelten Resultate unter Verschluss, weil ihre Veröffentlichung unerwünschte Folgen haben könnte“. Das *Tageblatt* habe sich also „nach langem Abwägen, dazu entschlossen, in Form von regelmäßigen ILReS-Umfragen einen Beitrag zur Belebung der politischen Auseinandersetzung in Luxemburg zu leisten“. Die Befragten sollten über 20 bis 50 vom *Tageblatt* ausgewählte Politiker und Gewerkschafter entscheiden, „wer eine ‚wichtige Rolle, eine weniger wichtige oder eine gleichbleibend wichtige‘ spielen“ solle.

Die Veröffentlichung der Ergebnisse von Wählerbefragungen hat auch geschäftliche Ursachen. So freute sich Alvin Sold im *Tageblatt* vom 3. April 2004 darüber, „dass die Tageblatt-Verkaufszahlen sowohl bei der Sonntagsfrage wie beim Politbarometer in die Höhe schnellen“. Am 27. April 2006 stellte das konkurrierende *Luxemburger Wort* fest: „Meinungsumfragen gehören zum politischen Geschäft. Auch in Luxemburg. Nun auch in unserer Zeitung.“ Für das *Luxemburger Wort* befragten TNS-Ilres und IFD-Allensbach zuerst Wahlberechtigte, wie sie die Arbeit von Politikern bewerteten. Zusammen mit *RTL* veröffentlichte das *Luxemburger Wort* dann vom 11. bis 13. Januar 2017 erstmals Wahlprognosen über die Sonntagsfrage: TNS-Ilres war zum Meistbietenden übergelaufen (*d’Land*, 10.11.2017). In der Regel bieten die Marktforscher einzelnen Parteien gleich auch Beraterdienste an. Nachdem die Staatsanwaltschaft *Luxemburger Wort* und *RTL* vor den Gemeindevahlen 2011 verwarnt hatte, weil sie die einmonatige Sperrfrist für Umfragen vor Wahlen missachtet hatten, kam das Parlament Ende 2015 der Meinungsinindustrie entgegen und senkte die Frist auf fünf Tage.

Wählerbefragungen dienen oft dazu, den Wahlausgang und die Politik zu beeinflussen. „Also hoffen wir, dass der Wahlspiegel, den Ilres den Luxemburgern jetzt vorhält, sie erschreckt“, gab Alvin Sold zwei Monate vor den Kammerwahlen 2004 zu. Ihm wurde immer wieder von der LSAP vorgeworfen, mit den Umfragen Druck auf die eigene Partei ausüben zu wollen. Als im Laufe der Umfragen 2005 der Anteil der Gegner des Europäischen Verfassungsvertrags zuzunehmen schien, vergrößerte die Regierung panikartig den Propagandaaufwand zugunsten des Vertrags. 2009 hatten die Wahlumfragen der ADR zwei Sitze zu viel versprochen, die Partei hatte sich daraufhin den teuersten Wahlkampf ihrer Geschichte geleistet und sich ruiniert. Neben dem Fiasco bei den Europawahlen und der Katastrophe beim Referendum trugen die schlechten Wahlprognosen 2015 dazu bei, dass die Regierung ihre Sparpolitik beendete.

Um den Ausgang der Wahlen zu beeinflussen, ist die Versuchung groß, die Umfragen zu manipulieren. Das liberale *Journal* hatte schon am 31. Dezember 1996 auf die „willkürliche Auswahl der politischen Akteure“ aufmerksam gemacht,

Pro Wahlgang wurden die Ergebnisse von einer bis zwei Parteien korrekt vorausgesagt. Die CSV und die DP wurden nie überschätzt, die Grünen nie unterschätzt, die ADR wurde stets überschätzt

deren Popularität das *Tageblatt* ermitteln ließ: elf LSAP-Politiker, zehn CSV-Politiker, nur drei DP-Politiker, drei grüne Politiker und zwei ADR-Politiker, also in keinem Verhältnis zum tatsächlichen Einfluss der einzelnen Parteien. Vor zwei Jahren kam es zum Krach zwischen dem *Luxemburger Wort* und *RTL* darüber, ob sie durch die entsprechende Gewichtung von Kompetenz und Sympathie im gemeinsam bezahlten *Politmonitor* DP-Premier Xavier Bettel auf Platz zwei oder Platz zwölf setzten sollten.

So wie das *Tageblatt* 1995 erst „nach langem Abwägen“ die ersten Ergebnisse einer Umfrage über die Popularität von Politikern veröffentlichte, so dauerte es noch lange bis zur ersten Wahlprognose. Vor den Wahlen von 1999 veröffentlichte die Zeitung, die bis dahin die Ergebnisse landesweiter Popularitätsumfragen abdruckte, vom 8. bis 15. Mai 1999 erstmals Popularitätsumfragen nach Wahlbezirken und stellte den Ergebnissen die Rangfolge aller Kandidaten von 1994 gegenüber. Die Leser waren so versucht, falsche Rückschlüsse auf das zu erwartende Wahlergebnis zu ziehen.

Vom 4. bis 7. Juni 2003 veröffentlichte das *Tageblatt* dann erstmals Berechnungen der Sitzverteilung im Parlament, und versprach nichts weniger als Schätzungen, „wie die Parlamentswahlen ausgehen könnten“. Denn auch wenn die Veranstalter der Wahlumfragen bis heute betonen, dass sie bloß „Momentaufnahmen“ oder „Stimmungstrends“ liefern, liegt der kommerzielle und der politische Wert der Wahlumfragen in ihrer Doppeldeutigkeit als Prophezeiungen des Wahlausgangs. Die Verlage zahlen ihren Propheten Zehntausende Euro, um mit streng wissenschaftlicher Zahlenmystik die Zeichen der Zeit zu lesen und die Zukunft vorauszusagen.

Um die Sitzverteilung zu ermitteln, musste die Zahl der Befragten drastisch erhöht werden, was mit entsprechend höheren Kosten verbunden war. Statt der „üblichen 500 bis 1 000 Personen wurden deren 4 500 interviewt“, meldete Alvin Sold am 7. Juni 2003. Diese wurden laut Ilres-Generaldirektor Louis Mevis auch gefragt, wie sie 1999 gewählt hatten, um durch den Vergleich „Stichprobenkorrekturen zu machen“. Die Schwierigkeit bei der Prognose entsteht aber nicht bloß dadurch, dass manche Parteien in Umfragen über- und andere unterschätzt werden, so dass die Marktforscher ihre Ergebnisse mit mehr oder weniger Glück „korrigieren“. Der hohe Anteil von Wählern, die zwischen mehreren Listen panaschieren, und die manchmal an Zufall grenzende Zuteilung von Restsitzen machen die Prognosen nicht einfacher.

Deshalb legten sich die vom 31. März bis 3. April 2004 veröffentlichten letzte Umfrageergebnisse vor den Kammerwahlen vom 13. Juni 2004 nicht auf ein eindeutiges Ergebnis fest. Die Marktforscher konnten drei „Wackelsitze“ genannte Mandate nicht zuteilen. Einen Sitz im Zentrum konnten sie nicht CSV oder DP zuteilen, die tatsächlich die beiden Restsitze erhalten sollten. Ei-

nen Sitz im Süden konnten sie nicht LSAP oder den Grünen zuteilen, die beiden Restsitze gingen dann an die CSV und die LSAP. Im Norden konnten sie einen Sitz nicht LSAP oder ADR zuteilen, der Restsitz ging an die CSV. Auf Landesebene hatten mit Ausnahme der Linken/KPL alle Parteien ein bis zwei Mandate zu viel oder zu wenig bescheinigt bekommen.

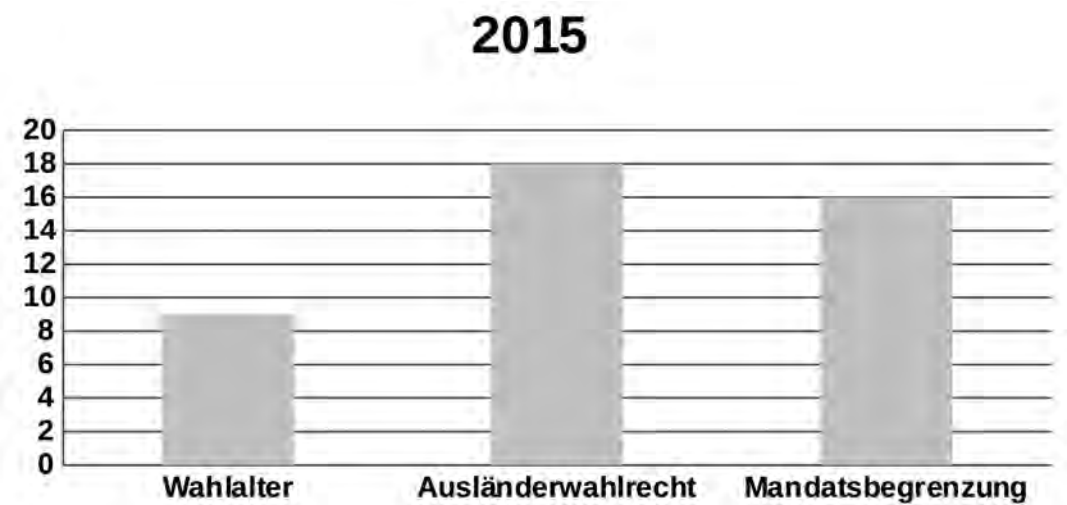
Einen Monat vor dem Referendum vom 10. Juli 2005 über den Europäischen Verfassungsvertrag veröffentlichte *RTL* eine letzte TNS-Ilres-Umfrage, laut der 46 Prozent der Befragten für den Vertrag und 38 Prozent dagegen stimmten. Am Ende stimmten dann 56,52 Prozent der Wähler für den Vertrag. Der Unterschied von mehr als zehn Prozentpunkten ging auch auf 16 Prozent „noch Unentschiedene“ zurück.

Für die Kammerwahlen von 2009 legten sich die Marktforscher bei den „Wackelsitzen“ fest. In den letzten vor den Wahlen vom 7. Juni 2009 vom *Tageblatt* zwischen dem 27. und 30. April veröffentlichten Umfrageergebnissen teilten sie im Osten den künftigen Restsitz der CSV fälschlicherweise der ADR zu. Im Süden sollte der zweite Restsitz von vier nicht an die LSAP, sondern an die Linke gehen, im Zentrum bekam die CSV einen Restsitz und nicht die ADR. Landesweit war die CSV damit um zwei Mandate unter- und die ADR um zwei Mandate überschätzt worden. Die LSAP hatte einen Sitz zu viel und die Linke einen zu wenig zugestanden bekommen.

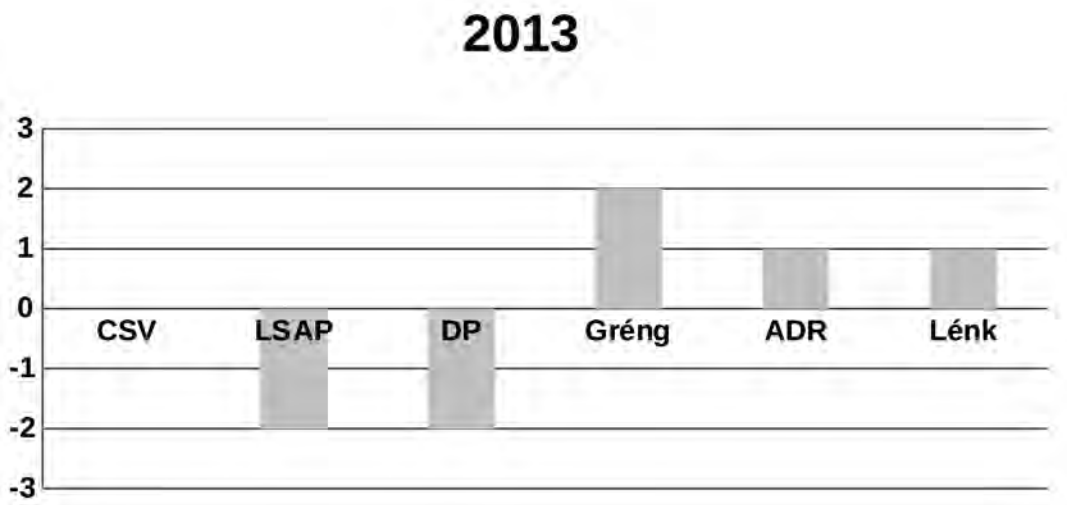
Bei den überstürzten Kammerwahlen vom 20. Oktober 2013 stimmten nur für die CSV die vom 12. bis 15. Juni 2013 veröffentlichten Umfrageergebnisse mit dem tatsächlichen Wahlergebnis überein. Dagegen waren die späteren Regierungsparteien LSAP und DP jeweils um zwei Mandate unterschätzt und die Grünen um zwei Mandate überschätzt worden. ADR und Linke erhielten je ein Mandat weniger, als das *Tageblatt* sie vier Monate zuvor hoffen ließ. Ein im Osten der ADR zu erkannter Restsitz ging in Wirklichkeit an die DP, der zweite von drei Restsitzen im Norden ging an die LSAP und nicht an die ADR, im Zentrum ging der zweite Restsitz an die DP und nicht an die LSAP. Im Süden hatten Grüne und Linke je ein Mandat zu viel, LSAP und ADR eins zu wenig in Aussicht gestellt bekommen.

Der Vergleich zwischen den seit 2003 veröffentlichten Wahlprognosen und den Wahlergebnissen zeigt einige Konstanten, die es auch bei der Lektüre der derzeitigen Wahlumfragen zu beachten gilt: Pro Wahlgang wurden die Ergebnisse von einer, höchstens zwei Parteien korrekt vorausgesagt. Am auffälligsten waren die Abweichungen bei Referenden, deren Ergebnisse am eindeutigsten sind. Die CSV und die DP wurden eher unterschätzt, nie überschätzt. Die Grünen wurden meist überschätzt, nie unterschätzt. Die ADR wurde systematisch überschätzt, wobei sie möglicherweise die Partei ist, deren Ergebnis am meisten „nachgebessert“ wurde, weil die Marktforscher davon ausgingen, dass mehr Leute die ADR wählen, als sie zugeben wollen.

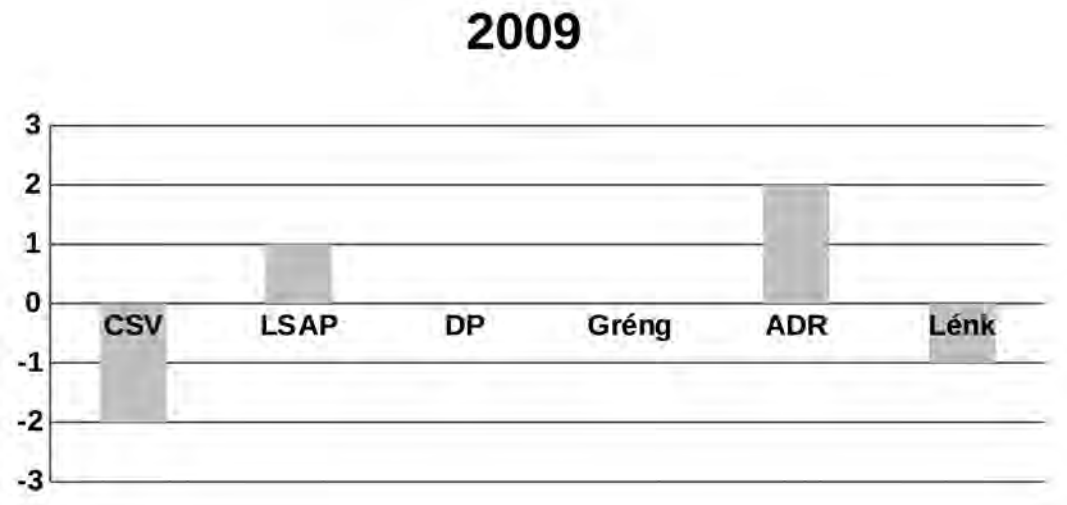
Das Referendum vom 7. Juni 2015 wurde zu einem Fiasco auch für TNS-Ilres. In der letzten, von *Luxemburger Wort* und *RTL* am 6. Mai 2015 veröffentlichten Wählerbefragung hatte sie nur einen Monat zuvor das Ja zur Senkung des Wahlalters um neun Prozentpunkte, zur Begrenzung der Mandate um 16 Prozentpunkte und zum legislativen Ausländerwahlrecht sogar um 18 Prozentpunkte überschätzt – aber zumindest war es für einen guten Zweck. Der damalige Firmenleiter und heutige grüne Kandidat Charles Margue erklärte diese Abweichungen gegenüber dem *Luxemburger Wort* vom 9. Juni 2015 „durch ein massiv verändertes Stimmungsbild“. Um „eine genauere Prognose zu bekommen, hätte unser Institut genauer die Wahlabsichten der Bürger erfragen können und verschiedene Korrekturen und Gewichtungen vornehmen können“.



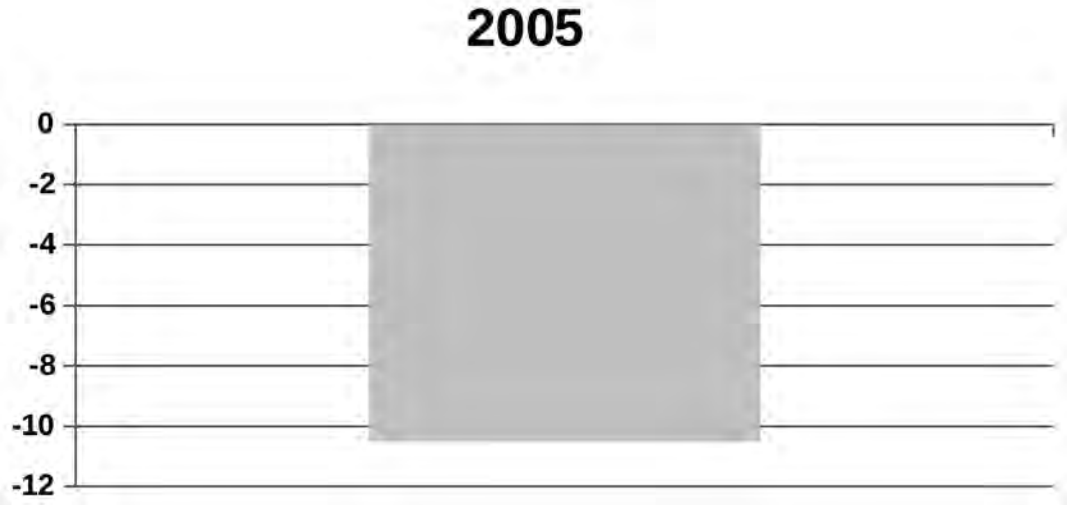
Abweichung zwischen der letzten, von *Luxemburger Wort* und *RTL* am 6. Mai 2015 veröffentlichten Prognose und dem Ergebnis des Referendums vom 7. Juni 2015 über Verfassungsänderungen in Prozentpunkten der Befürworter



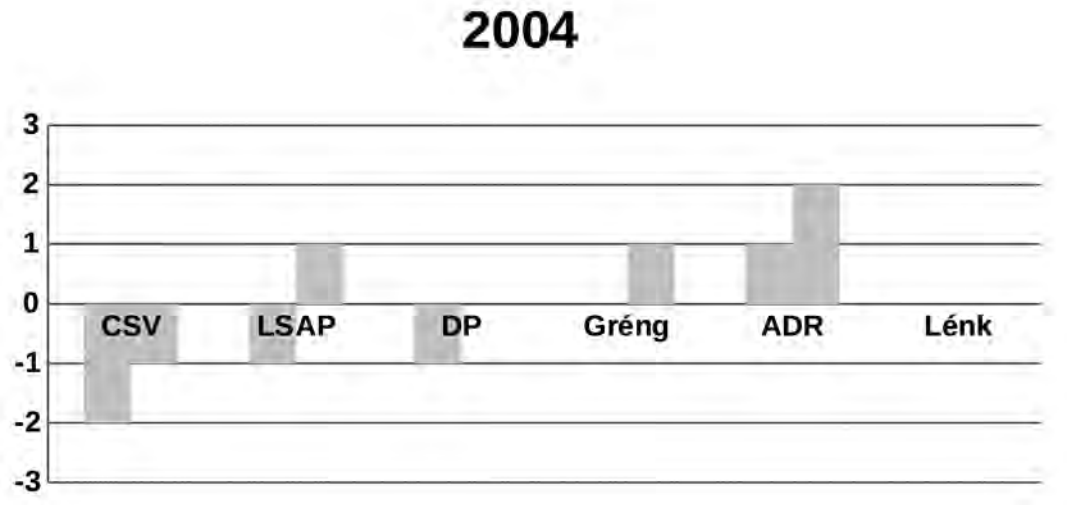
Abweichung zwischen der letzten, vom *Tageblatt* vom 12. bis 15. Juni 2013 veröffentlichten Prognose und dem Ergebnis der Kammerwahlen vom 20. Oktober 2013 in Mandaten



Abweichung zwischen der letzten, vom *Tageblatt* vom 27. bis 30. April 2009 veröffentlichten Prognose und dem Ergebnis der Kammerwahlen vom 7. Juni 2009 in Mandaten



Abweichung zwischen der letzten, von *RTL* am 9. Juni 2005 veröffentlichten Prognose und dem Ergebnis des Referendums vom 10. Juli 2005 über den Europäischen Verfassungsvertrag in Prozentpunkten der Befürworter



Abweichung zwischen der letzten, vom *Tageblatt* zwischen dem 31. März und 3. April 2004 veröffentlichten Prognose und dem Ergebnis der Kammerwahlen vom 13. Juni 2004 in Mandaten

Weltfrieden à la Trump und Kim

Koreaner setzen sich durch



Donald Trump nach dem Treffen mit dem nordkoreanischen Staatschef Kim Jong Un in Singapur

Cem Sey, Singapur

Am Dienstag gaben sich US-Präsident Donald Trump und der nordkoreanische Staatschef Kim Jong Un die Hand und sagten, sie hätten den Weg des Friedens eingeschlagen. Beide Politiker sind nicht als die zuverlässigsten Partner bekannt. Dennoch ist das Papier, das nun ihre Unterschriften trägt, wichtig. Auch mit einem Tweet ist es nicht mehr rückgängig zu machen.

Im Wesentlichen haben sich die USA und Nordkorea auf vier Punkte geeinigt. Beide Länder wollen ihre Beziehungen ab jetzt neu aufstellen. Sie wollen zusammenarbeiten, um einen dauerhaften und stabilen Frieden auf der koreanischen Halbinsel zu erreichen. Die Nordkoreaner werden, wie zuvor schon mit ihren südkoreanischen Verwandten vereinbart, ihren Beitrag zur Entnuklearisierung der Halbinsel leisten. Und schließlich werden die USA und Nordkorea die sterblichen Überreste der im Koreakrieg gefallenen Soldaten austauschen.

Kurz nach dem offiziellen Ende des Treffens erklärte Trump überraschend, die USA überlege die sogenannten „Kriegsspiele“, also die gemeinsamen Truppenübungen mit der südkoreanischen Armee, einzustellen und die US-Truppen abzuziehen. Eine langjährige Forderung Pjöngjangs, doch offenbar auch im Einklang mit Trumps Wahlversprechungen. Was gut passen würde, so kurz vor den Kongresswahlen in den USA.

Nordkorea ließ wissen, es könne ein Areal für Raketentests zerstören, was wiederum eine Forderung Washingtons ist, die auch von Trump im Gespräch an Kim genannt hatte. Das unterzeichnete Dokument und die gegenseitigen Versprechungen machen deutlich, dass das Ziel des Treffens war, den Weg zu einem Friedensvertrag zu ebnen. Und keineswegs nur das Nuklearprogramm Nordkoreas zu stoppen.

Die Kritik ließ nicht lange auf sich warten. Vor allem Trumps Absicht, die „Kriegsspiele“ zu beenden steht im Kreuzfeuer. Auffallend ist dabei, dass die Kritiker die Absicht Nordkoreas nicht hinterfragen. Dabei ist unschwer zu erkennen, dass beide Überlegungen Teil eines einzigen Kompromisses sein sollen. Die Kritik, die gerade einsetzt, demonstriert auch die essenzielle Schwierigkeit des neu gestarteten Friedensprozesses. Es gibt zwei unterschiedliche Perspektiven auf diesen Prozess. Und leider ignoriert der Westen die koreanische Perspektive völlig.

Der Westen, oder besser die Welt, fokussiert aus verständlichen Gründen auf das Atom-bombenprogramm Pjöngjangs. Doch als direkt Betroffene sehen Nord- und Südkoreaner hier eine neue, großartige Gelegenheit in diesen Gesprächen: Endlich die Korea-Frage lösen! Die Korea-Frage ist ein politisches Problem, das Anfang des 20. Jahrhunderts, konkret 1905 mit der Besatzung und 1910 Annexion Koreas durch Japan entstand. Die Koreaner

Wie alle Probleme braucht auch die Lösung des Korea-Problems internationale Unterstützer

wollten einen eigenen, unabhängigen und souveränen Staat. China, damals selbst in einen Bürgerkrieg verwickelt und gespalten, unterstützte sie. Japan dagegen nutzte Gewalt und unterdrückte jegliche Unabhängigkeitsbestrebung. Ein breiter Widerstand setzte ein, in dem Kommunisten eine wesentliche Rolle spielten.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges mussten die Japaner gehen, die Unabhängigkeitswünsche blieben, wurden aber weiterhin gedämpft. Denn die Kommunisten waren zu stark vertreten in der Widerstandsbewegung und der Westen war nicht bereit, das Land kampfflos seinem Feind im Kalten Krieg zu überlassen. Es wurde gespalten. Der Korea-Krieg, der folgte, zählt heute zu den wichtigsten und blutigsten Ereignissen des Kalten Krieges. Nordkorea repräsentiert heute einen Teil der damaligen Kommunisten, die Widerstand gegen den japanischen Imperialismus leisteten. Auch in Südkorea sind sie nicht verschwunden, obwohl viele ihrer Führer vor dem Korea-Krieg in den Norden fliehen mussten, wie zum Beispiel der erste Außenminister Südkoreas, Pak Hon-yong. Heute werden der Führung Nordkoreas schwerste Menschenrechtsverletzungen nachgesagt.

Wichtig ist auch, dass der Prozess, der nun mit dem Handschlag zwischen Trump und Kim einen vorläufigen Höhepunkt erreichte, auch in Südkorea große Unterstützung findet. Die Lokalwahlen am vergangenen Mittwoch in Südkorea bewiesen es erneut. Konservative Parteien bauten ihren Wahlkampf auf Kritik der Friedensbemühungen der Regierung auf und verloren daraufhin selbst in allen ihren traditionellen Hochburgen. Beobachter sind sich einig, dass das Wahlergebnis den Wunsch der Südkoreaner ausdrücke, den nun eingeschlagenen Weg zum Frieden mit dem Norden weiter zu beschreiten.

Ob der Prozess zum Erfolg führt, bleibt freilich vorerst offen. Zu viele Hoffnungen sind in Hinblick auf Korea in der Vergangenheit bereits gescheitert. Meistens war Nordkorea der Spielverderber. Doch auch die bisherige Regierungszeit Donald Trumps zeichnet sich nicht durch Kompromissbereitschaft und Vertragstreue aus. Wie alle Probleme, braucht auch die Lösung des Korea-Problems internationale Unterstützer. Regionale Mächte, also China, Japan und Russland, müssen mitmachen. Ein Abkommen ohne ihre Beteiligung und Einverständnis wird kaum durchsetzbar sein. Daher werden Trump und Kim nur dann Erfolg haben, wenn sie diese und weitere Länder in die künftigen Gespräche einbinden.

Wenn der „historische Handschlag“ in Singapur nicht nur eine Unterhaltungseinlage bleiben soll, müssen Kritiker die koreanische Perspektive des gesamten Prozesses berücksichtigen. Erst dann wird deutlich, dass es die nordkoreanischen Atomraketen nicht gegeben hätte, fänden direkt entlang der innerkoreanischen Grenze Jahr für Jahr die besagten „Kriegsspiele“ nicht statt. Diese und weitere einschüchternde Maßnahmen gaben den Nordkoreanern das Gefühl mit dem Rücken an der Wand zu stehen und dass jederzeit die Vernichtung drohe, wenn sie sich nicht verteidigten.

Die Linke und die Flüchtlingsfrage

Links genug

Martin Theobald, Berlin

Es gibt die Hufeisen-Theorie. Sie besagt, dass politische Menschen in ihrer Weltanschauung soweit nach links rücken können, bis sie plötzlich rechts stehen. Auf die Metaebene gehoben bedeutet dies, dass sich die politischen wie gesellschaftlichen Positionen im linken wie im rechten Extremismus so sehr ähneln, dass sie kaum noch unterscheidbar sind. Die Motive mögen sich noch differenzieren lassen, die Standpunkte hingegen kaum. Es mag sein, dass der Parteitag der Partei Die Linke vom vergangenen Wochenende dazu ein anschauliches Praxisbeispiel lieferte.

Die Beweisführung: Zwei Tage und über viele und lange Parteitagsreden hinweg köchelte der innerparteiliche Konflikt um die Flüchtlingspolitik, bis es am Sonntagnachmittag zur Eskalation kam und die Sollbruchstelle zwischen Partei- und Fraktionspitze offen zu Tage trat. Die Delegierten entschieden sich – mit nur einer Stimme Mehrheit – zu einer Debatte über die Flüchtlingspolitik, so wie sie die Parteispitze sieht einerseits und den Positionen von Sahra Wagenknecht andererseits. Wagenknecht, Fraktionschefin der Linken im Bundestag, plädiert für eine andere Migrationspolitik, die – im Gegensatz zu derjenigen der Partei – nicht länger diejenigen vernachlässige, die ohnehin an den Rand der Gesellschaft gedrängt würden. „Dass inzwischen mehr Arbeiter und Arbeitslose AfD wählen als SPD oder Linkspartei, sollte jedem progressiven Geist schlaflose Nächte bereiten“, sagt Wagenknecht – ganz nebenbei bemerkt: Horst Seehofer, Vorsitzender der CSU, argumentiert ebenfalls so. Wagenknecht weiter: Stattdessen pflegten weite Teile der Linken „ihr eigenes gutes Gefühl in einer Willkommenskultur, um dann die realen Verteilungskämpfe in ein Milieu zu verbannen, das sich weit weg vom eigenen Leben befindet“. Sahra Wagenknecht steht mit dieser Position keinesfalls alleine in ihrer Partei da.

Die Partei Die Linke will für eine bessere Welt kämpfen. Doch wie soll das gelingen, wenn die Parteispitze nicht einmal eins ist?

Eine bessere linke Politik, so die Forderung von Wagenknecht, zeichne sich durch die Bereitschaft aus, „auch und gerade denjenigen in der Gesellschaft zu helfen, die selbst schon an den Rand gedrängt sind.“ Bestand habe derzeit aber eine im Kern „absolute moralische Forderung: Kein Mensch ist illegal, die Grenzen müssen offen für alle sein, die kommen wollen, und jeder, der kommt, hat Anspruch auf die landesüblichen Sozialleistungen, so lange er keine Arbeit findet.“ Den Vorwurf, diese Abwägung spiele Arme, sozial Vernachlässigte auf der einen Seite und Flüchtlinge auf der anderen gegeneinander aus, weist sie ebenso zurück wie die Kritik, sich mit diesem Standpunkt zum „Büttel der AfD“ zu machen. Denn, so argumentiert Wagenknecht, ignorierten solche Vorwürfe „die Realität, in der genau diese Kämpfe stattfinden, egal ob sie den Politikern genehm sind oder nicht“. Zum anderen sei vor allem der Vorwurf des AfD-Büttels eine „gefährliche“ Ausgrenzung: „Denn wie nennt man den Nazi, wenn jeder ein Nazi ist, der nicht meiner Meinung ist?“ Willkommen in der Beweisführung der Hufeisen-Theorie.

Gegen diesen Kurs stemmt sich die Parteiführung. Katja Kipping, am Wochenende bestätigte Co-Chefin der Linken, entgegnete auf dem Parteitag: „Wir stehen auf der Seite aller Entrechteten, vor dem Jobcenter, vor dem Werkstor und auch der Entrechteten

auf den Fluchtrouten. Sie kenne diejenigen, die einen Flüchtling als Nachbarn als Bedrohung sähen und auch diejenigen, die ihn als Bereicherung empfänden. Es müsse der Linken darum gehen, Modernisierungsskeptiker und -optimisten „in gemeinsamen Kämpfen zusammenzubringen.“ Kipping wandte sich auch gegen die Vorwürfe der Ehepartner Oskar Lafontaine und Sahra Wagenknecht, die Parteiführung setze zu sehr auf die junge, urbane Schicht aus dem grünen Milieu und vernachlässige die Ansprache der Arbeitnehmer und Arbeitslosen. „Ich sehe bei den neuen Mitgliedern keine neuen grünen Hipster“, entgegnete Kipping. Die Linke brauche die Generation des 21. Jahrhunderts. In jüngster Zeit hatte die Partei viele neue Mitglie-

der gewonnen, vor allem unter jungen Menschen in Großstädten. Bernd Riexinger, der andere Co-Vorsitzende, sprach sich in seiner Parteitagsrede für „legale Fluchtwege und offene Grenzen“ aus. Um die Errichtung von Grenzen könnten sich andere Parteien kümmern, die Linke aber sei die Partei des Humanismus. Sahra Wagenknecht spendete Riexingers Rede nur zögerlich Beifall.

Dieser Zwist stellt die Partei auch vor ein Dilemma. Oder ein Paradoxon. Denn Die Linke empfindet sich nicht nur als eine Partei, die besser ist als alle anderen Parteien, sondern als die Partei des Guten schlechthin. Was aber, wenn das „Böse“ in den eigenen Reihen sitzt und Zuspruch bekommt? Um dem entgegen-

genzuhalten, gab es am vergangenen Wochenende zum Parteitag die bekannten Phrasen und Schlagworte, zu dem, was man alles ist, und zu dem, was man zudem noch sein will: solidarisch, international solidarisch, auch mit Flüchtlingen, gegen Hass, gegen die Rechten, gegen die Neoliberalen, feministisch, antifaschistisch, antirassistisch, antiautoritär, antinationalistisch, antimilitaristisch und antikapitalistisch, gut, hilfsbereit und edel. Die Linke will „gemeinsam“ für eine bessere Welt kämpfen. Doch wie soll das gelingen, wenn die Parteispitze nicht einmal eins ist. Oder in der Hufeisen-Theorie: indem man sich vom rechten Spektrum abgrenzt, indem man dessen Positionen übernimmt. Oder: indem man diese eigene Politik, eigene Standpunkte entgegengesetzt.



land

Plus de hauteur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

29

ticker

EU-Botschafter veröffentlichten am 8. Juni zusammen einen offenen Brief in der *Washington Post*, in der Meinung, die Fakten über den Handel zwischen der Europäischen Union und den USA würden für sich selbst sprechen. Ihr Schreiben an sich ist ein ungewohnter Vorgang und ein Zeichen dafür, dass sie offensichtlich Probleme haben, sich über die normalen diplomatischen Kanäle Gehör bei der US-Regierung zu verschaffen. Ein Drittel des Welthandels werde zwischen den Vereinigten Staaten und der EU abgewickelt, argumentieren sie in ihrem Brief. Die EU investiere mehr in den USA als umgekehrt, und 70 Prozent aller Direktinvestitionen in den USA stammten aus der EU. Die EU sei außerdem die Top-Destination für amerikanische Waren; 2016 hätten Europäer US-Produkte im Wert von 269,6 Milliarden US-Dollar gekauft. Außerdem sei die EU ein verlässlicher Handelspartner: Während die USA Zölle von über 15 Prozent bei der Einfuhr von mehr als 330 europäischen Produkten erheben würden, gebe es in umgekehrter Richtung nur erhöhte Zölle auf 45 Produktkategorien. „Simply put, the EU invests more in the United States, buys more American services and employs more American workers than the other way around.“ Gelesen hat US-Präsident Donald den Brief offenbahr nicht. Statt im Streit um die Zölle auf Stahl und Aluminium einzulenken, zog er nach dem G7-Treffen in Kanada vergangenes Wochenende seine Zustimmung zur gemeinsamen Erklärung über den Welthandel nachträglich zurück. ms

Ungleichgewicht

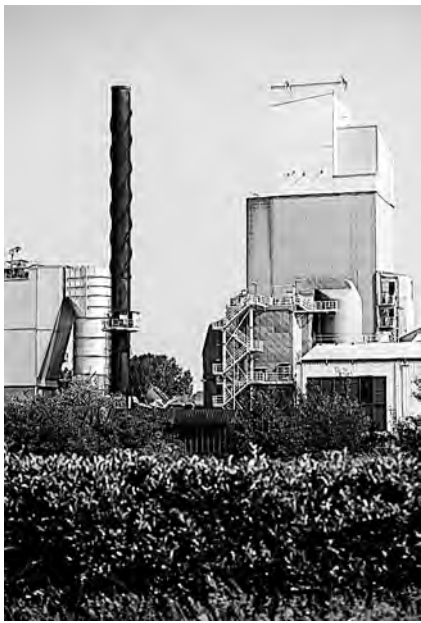


Die einen haben zu wenig Platz, die anderen zu viel: Laut Eurostat lebten in der EU 16,6 Prozent in Wohnungen, die zu eng waren für die Anzahl der Haushalts- oder Wohngemeinschaftsmitglieder. Auf der anderen Seite lebten 34 Prozent der Europäer in Häusern und Wohnungen, die, gemessen an der Zimmeranzahl und der Bewohner, zu groß waren. Am engsten wohnen die Rumänen zusammen. Fast die Hälfte von ihnen lebte 2016 zusammengepfercht in kleinen Wohnungen, in Lettland war mit 43 Prozent ebenfalls ein hoher Anteil der Bevölkerung in der gleichen Lage, sowie auch in Bulgarien (42,5 Prozent). In Luxemburg, wo die angespannte Lage auf dem Markt für Wohnimmobilien als eine der größten Herausforderungen gilt, mussten sich „nur“ 8,1 Prozent in zu engen Wohnungen drängen. In Irland (70,6 Prozent), Zypern (69,6 Prozent), Malta (68,4 Prozent), und Belgien (67 Prozent) hatten viele zu viel Platz zur Verfügung. In Luxemburg wohnten 2016 immerhin 54,1 Prozent in statistisch gesehen zu großen Wohnnngen oder Häusern. ms

Wenig realistisch

Ein Einstieg des Luxemburger Staates in das Kapital des Konzerns, der Arcelor-Mittal das Verzinkungswerk in Düdelingen abkaufen wird, als Bedingung für einen solchen Verkauf, sei „wenig realistisch“. Das meint Wirtschaftsminister Étienne Schneider (LSAP) in seiner Antwort auf die

Fragen des CSV-Abgeordneten Marc Spautz, der außerdem hatte wissen wollen, ob Arcelor-Mittal die Auswahl der Standorte getroffen hat, die als Kompensation für den Zukauf des italienischen Produzenten abgegeben werden müssen, oder die EU-Wettbewerbsbehörden. Die Auswahl habe die Konzernleitung getroffen, bestätigt Schneider. Der Verwaltungsrat, in dem Schneiders Amtsvorgänger Jeannot Krecké den Luxemburger Staat vertritt, sei danach über die Liste der zu verkaufenden Werke informiert worden. Er werde darauf achten, dass das Lux2019-Abkommen der Stahltrpartite, in dem sich der Konzern 2017 verpflichtete, dieses und kommenden Jahr jeweils 35 Millionen Euro in die Luxemburger Standorte zu investieren, auch nach dem Verkauf von Düdelingen eingehalten werde. Falls in Düdelingen keine größeren Investitionen vorgesehen waren, wie in Gewerkschaftskreisen bedauert wurde, dürfte das nicht all zu schwierig werden. ms



Unser Mann in der Regierung?

Fedil-Präsident Nicolas Buck und Handelskammerpräsident Michel Wurth leisteten am Mittwoch Wirtschaftsminister Etienne Schneider ein wenig Wahlkampfhilfe, indem sie als Partner im Rate für Außenhandel und Investitionen mit ihm vor die Presse traten. Sie bescheinigten gemeinsam, dass die Promotion des Wirtschafts- und Industriestandortes Luxemburgs durch die Trade and Investment Boards gut funktioniere und alle Partner gut

zusammenarbeiteten. Da sich Knauf in Frankreich statt in Luxemburg niederlässt und die Gemeinde Bettemburg den Joghurthersteller Faye offen sagt, er sei nicht willkommen, sollte der Rat vielleicht darüber nachdenken, den Mitgliederkreis zu erweitern. Beispielsweise auf einen Vertreter aus dem Umweltministerium, damit die Ansiedlung neuer Unternehmen tatsächlich gelingen kann, wenn die Boards potenzielle Investoren ausmacht haben. ms

Bewegung auf Terre Rouge?

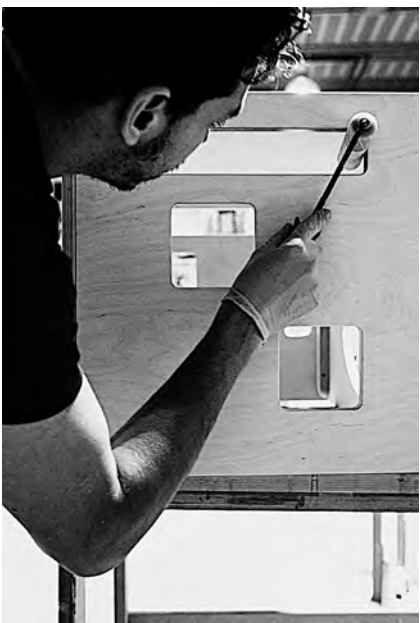


Die Gesellschaft Iko von Unternehmer Eric Lux will Arcelor-Mittal die Lentille Terre Rouge abkaufen, um dort ein Immobilienprojekt zu entwickeln. Das bestätigte eine Sprecherin von Iko dem *Luxemburg Wort* in der Ausgabe vom Mittwoch. Im neuen Sektorplan Wohnungsbau seien die 11,7 verfügbaren Hektar als orangefarbene Zone eingezeichnet, in der ein Vorkaufsrecht für den Staat gilt und 30 Prozent des entstehenden Wohnraums zu vergünstigten Preisen veräußert werden muss. ms

Von bis

Die Handwerkskammer (CDM) und die Handwerkerföderation (FDA) haben diese Woche zusammen ihren Forderungskatalog im Vorfeld der Wahlen im Oktober vorgestellt. Die Handwerker haben ihre Forderungen in die Themenfelder Zukunft; Landesplanung, Wohnungsbau und Mobilität; Digitalisierung und Konnektivität; Europa und die Großregion; ein moderner, gerechter Staat, Garant der Chancengleichheit und letztlich öffentliche Finanzen und Sozialversicherung eingeteilt. Im Wunschkonzert der Handwerker lassen sich wie gewohnt leichte Nuancen im Vergleich zu dem anderer Arbeitgeberverbände heraushören. Während die Arbeitgeber ansonsten die nach der Transport-App Über genannte Überisierung der

Dienstleistungen befürworten und Start-ups Unterstützung geben, damit sie vergleichbare Apps entwickeln, pocht das Handwerk darauf, dass ihm keine Wettbewerbsnachteile gegenüber der neuen Konkurrenz entstehen. Der acht Seiten kurze Katalog reicht von legitimen Vorschlägen, wie einer der sozioökonomischen Entwicklung angepassten Reform des Niederlassungsrechts, einer Restrukturierung der Meisterbriefe und der längst überfälligen Reform des Insolvenzrechts, hin zu kaum nachvollziehbaren Forderungen wie der nach „mehr Legitimität für Handwerk und KMU in der Regierung“. Die Spezialisten vom Fach haben ziemlich konkrete Vorstellungen davon, wie sie den Wohnungsbau durch private Bauträger beschleunigen könnten, und verlangen unter anderem eine Erweiterung der Bauperimeter. Sie prangern isolationistische Tendenzen im Ausland an, genießen sich aber für ein wenig eigenen Protektionismus: Sie wollen mehr Macht für die ITM, damit sie ausländische Firmen auf den Baustellen kontrolliert, und eine an die Bedürfnisse von KMU angepasste Reform der Zulassungsbedingungen bei öffentlichen Aufträgen.



Die Handwerker sind zudem äußerst unzufrieden mit der Finanzpolitik des ehemaligen Handelskammerdirektors. Sie verlangen eine anti-zyklische Haushaltspolitik, um „das Defizit“ zu resorbieren, wobei lieber bei den Sozialtransfers und den Gehältern im öffentlichen Dienst gespart werden soll als bei den Investitionen, die

gesteigert werden sollen. Sie plädieren für „des reformes incisives évitant un décaissement massif notamment de l'assurance pension, afin de l'adapter aux évolutions démographiques tout en pérennisant sa vocation sociale“. Wenn es nach ihnen ginge solle auch der Mindestlohn an die Produktivitätsentwicklung in den verschiedenen Branchen angepasst werden. Vom Staat wollen die Handwerker hingegen nicht nur finanzielle Unterstützung, um ältere Mitarbeiter weiterzubeschäftigen, sondern auch, um ihre Mitarbeiter auf die Digitalisierung vorzubereiten, und sie wollen, dass man ihnen mehr Grundstücke in den Gewerbegebieten zur Verfügung stellt. Fragen kostet bekanntlich nichts. ms

Ein Adler im Alfa



Der belgische Immobilienentwickler Eaglestone will 45 Millionen Euro in die ehemaligen Räumlichkeiten der Banque de Luxembourg (Foto: rechts neben dem ehemaligen Hotel Alfa/sb) am Bahnhofspatz in Luxemburg-Stadt investieren. Wie das Unternehmen schreibt, sollen in den Alfa-Arcades auf sieben Etagen 800 Quadratmeter Wohnfläche, 1 200 Quadratmeter Geschäfts- und 2 000 Quadratmeter Büroflächen entstehen, alles zur Miete. In zwei Jahren sollen die Renovierungs- und Umbauarbeiten abgeschlossen sein. ms

In der Euphorie um die Brexit-Gewinne gehen die Konsolidierungswelle im Private Banking und ihre sozialen Begleiterscheinungen ein wenig unter



Die Rechnung für Panama

Michèle Sinner

Nach zwei Tagen Marathonverhandlungen vor dem Schlichtungsamt einigten sich am Mittwoch Direktion und Personalvertreter auf einen Sozialplan für rund 155 Beschäftigte, die nicht von UBS übernommen werden, wenn Nordea das Privatbankgeschäft in Luxemburg einstellt. Es war höchste Eisenbahn. Der Termin beim Schlichter diese Woche war der letzte. Ohne eine Einigung hätten die Mitarbeiter in den Streik treten können – abgestimmt hatten sie schon –, sie wären allerdings auch ohne Sozialplan entlassen worden.

Mitte Januar hatte die skandinavische Bank angekündigt, ihr Private Banking in Luxemburg auf- und an die Schweizer von UBS abzugeben. Das Asset Management und die Fondsaktivität hatte sie bereits 2017 aus der Bankgesellschaft herausgelöst und diese Transaktionen mit der Umorganisation innerhalb von Nordea insgesamt begründet. Diese Geschäftsbereiche will Nordea weiterhin selbst betreiben.

Vergangenes Jahr noch hatten die Schweden die Private-Banking-Filiale in der Schweiz geschlossen und es sah so aus, als ob künftige Investitionen am Standort Luxemburg konzentriert werden sollten. Nordea Bank SA machte 2016 einen Gewinn von 158,8 Millionen Euro. Die Einheit war profitabel. Daher waren die Mitarbeiter, die vergangenen Freitag im Vorfeld der letzten Sitzung beim Schlichtungsamt vor dem Sitz der Bank demonstrierten, umso saurer auf die Bankleitung. Die hatte bei den Verhandlungen nie ein Gesamtbudget für den Sozialplan vorlegen wollen, aber die Entschädigungsbeträge mit dem Argument gedeckelt, das Budget sei überschritten. Die Angestellten warfen am Freitag aus Protest gegen die „caps“ genannten Deckelungen, Kappen in die Luft und skandierten „no caps“. Sie schimpften über die Haltung der Bank, die ihren Mitarbeitern, viele seit Jahrzehnten dort tätig, eine gerechte Abfindung verweigere. Das passe nicht zum skandinavischen Saubermann-Image und sei angesichts der Gewinne der Bank nicht nachvollziehbar. Dann war ihre Mittagspause abgelaufen und sie kehrten an ihre Schreibtische zurück.

Dass nicht direkt nachzuvollziehen ist, warum Nordea eine profitable Geschäftseinheit in Luxemburg abgibt, liegt vielleicht auch daran, dass die Hintergründe nicht ganz rühmlich sind und man sie deshalb nur ungern anspricht. „The decision follows a thorough strategic review of Nordea's Private Banking International activities. The strategic review was part of the transformation of Nordea, with the aim to better manage risk, focus the business and deliver an even better bank for the clients. This led to the decision to concentrate Nordea's private banking activities in the Nordics“, hieß es in der Mitteilung im Januar verklausuliert. Im Klartext sollte das heißen: Die Ursachen für den Rückzug aus Luxemburg sind in Panama zu suchen. Nordea wird sicher gehen, dass unter den Kunden keine Steuerhinterzieher und Geldwäscher sind, und sich deshalb auf die skandinavischen Kunden konzentrieren, die ohnehin Steuertransparenz gewohnt sind.

Denn die Luxemburger Nordea-Filiale war eine der Banken, die in den Panama-Papieren häufig auftauchte. In der Vielfalt der Luxemburger Schlagzeilen im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der Unterlagen der Kanzlei Mossack-Fonseca fiel das kaum ins Gewicht. Doch in Skandinavien sorgte dies für einen Riesenskandal und einen ganz erheblichen Imageschaden für die Bank. Nordea reagierte schnell und leitete eine interne Untersuchung ein. Das Ergebnis lag bereits im Sommer 2016 vor. Im Bericht stellten die externen Experten fest, dass Nordea Bank Luxemburg im April 2016 562 Offshore-Kunden führte, wovon 129 in Panama angesiedelt waren. Ihr Vermögen betrug 216 Millionen Euro, was nur 1,4 Prozent der insgesamt 13,9 Milliarden Euro Kundenvermögen von Nordea Bank Luxemburg entsprach. Von diesen Kunden waren auch den internen Prozeduren zufolge 72 Prozent als Hochrisikokunden eingestuft. Und bereits 2009 hatte die Bank ein sogenanntes „On-Shoring“-Programm lanciert und Ethik-Vorgaben gemacht, die über die gesetzlichen Anforderungen hinausgingen. Doch in der Praxis fehlten die Prozeduren, um sie umzusetzen. Oft fehlten wichtige Kundeninformationen, auch wenn die Untersuchung schlussfolgerte, dass kein Mitarbeiter von Nordea Bank Luxemburg den Kunden proaktiv bei der Steuerhinterziehung geholfen habe. In der Folge wurden 68 Konten gesperrt. Die schwedische Finanzaufsicht hatte Nordea bereits 2015 ein hohes Bußgeld von fast sechs Millionen Euro wegen Verstößen gegen die Anti-Geldwäschebestimmungen aufgebremst. Als sie ihre Panama-Untersuchung 2017 abschloss, berichteten Medien in Stockholm, die Verstöße in Luxemburg seien gravierend genug gewesen, um einen Entzug der Banklizenz zu rechtfertigen. Die Finanzaufsicht sah von einem erneuten Bußgeld ab, da Nordea in der Zwischenzeit selbst Maßnahmen ergriffen hatte, um aufzuräumen. Auf diese Bemühungen wies auch Nordea Bank Luxemburg in ihrem Jahresbericht 2016 mit der zusätzlichen Anmerkung hin, das Kundenvermögen betrage unverändert 13 Milliarden Euro.

Doch die Aufräumarbeiten haben ihren Preis. Ende Mai teilte Nordea, die ihren Sitz in der Zwischenzeit nach Helsinki verlegt hat, um Teil der europäischen Bankenunion zu werden, mit, zusammen mit anderen nordischen Banken ein Know-Your-Customer (KYC) Joint Venture gründen zu wollen. Durch eine gemeinsame Plattform wollen die Banken die Kosten für wirksame Anti-Geldwäsche-Kontrollsysteme reduzieren. Denn insgesamt sind die Margen im Privatkundengeschäft dünn. Nordea verwaltete 2017 im Private Banking ein Kundenvermögen von insgesamt 90 Milliarden Euro. Fast ebenso so viel wie 2016. Doch der Gewinn der Geschäftssparte fiel innerhalb eines Jahres um 60 Prozent von 129 auf 51 Millionen Euro.

Zur Schlussfolgerung, dass der gesteigerte Aufwand für ein sauberes Privatkundengeschäft in Luxemburg sich nicht mehr lohnt – nicht nur durch die strengeren Anti-Geldwäschebestimmungen, sondern auch durch höheren Regulierungsaufwand insgesamt,

Kosten für zeitgemäße IT-Systeme und Einzahlungen in die Einlagensicherung und den Resolutionsfonds, während mit den niedrigen Zinsen keine anständige Zinsmarge zu verdienen ist –, sind in den vergangenen zwei Jahren mehrere Banken gekommen. Euphorische Ankündigungen über immer neue chinesische Banken, die sich in Luxemburg ansiedeln, und darüber, welche Akteure im Zuge des Brexit in Luxemburg ausbauen, werden jedesmal als Zeichen für die Attraktivität des luxemburger Finanzstandorts gefeiert. Der Konsolidierungsprozess der Bankenbranche im Hintergrund ist nicht ganz so sichtbar. Damit dass Banken schließen, weil es kein Bankgeheimnis mehr gibt, können Finanzminister und Luxembourg for Finance schlecht Werbung machen. Aber besonders Privatbanken, die ein vergleichsweise kleines Kundenvermögen verwalten, haben verkauft oder geschlossen. Die Faustregel, die ABBL-Vertreter wie Serge de Cilia in der Zwischenzeit anwenden, lautet: Reichten vor ein paar Jahren noch fünf Milliarden Euro Kundenvermögen, um die Kosten zu decken, sind es mittlerweile zehn Milliarden Euro.

Im August 2015 schluckte die Banque Havilland die Banco Populare mit einem Kundenvermögen von 1,9 Milliarden Euro, im Jahr darauf übernahm Julius Bär die Commerzbank-Kunden mit einem Vermögen von drei Milliarden Euro – die Commerzbank hatte davor Medienberichten zufolge 17 Millionen Euro Strafe gezahlt, damit die Staatsanwaltschaft Köln ihre Ermittlungen wegen Beihilfe zur Steuerhinterziehung einstellte. Ebenfalls 2016 meldete die FAZ: „BHF schließt sang- und klanglos in Luxemburg.“ Im Februar 2017 gaben BGL BNP Paribas und ABN Amro bekannt, Erstere übernehme das Privatkundengeschäft Letzterer. Zur Erklärung hieß es von ABN Amro, man sehe im Privatkundengeschäft in Luxemburg „keine Möglichkeit, die kritische Masse zu erreichen“, um Größenvorteile zu erzielen. Einen Monat später zog sich die



„No caps“, skandierten die Mitarbeiter von Nordea am Freitag vor dem Sitz der Bank. Dann war die Mittagspause vorbei und sie kehrten zu ihren Schreibtischen zurück

Dass auf den ersten Blick nicht nachzuvollziehen ist, warum Nordea eine profitable Geschäftseinheit in Luxemburg abgibt, mag auch daran liegen, dass die Hintergründe nicht ganz rühmlich sind. Die Ursachen sind in Panama zu suchen

Ganrati Bank definitiv aus Luxemburg zurück und einen weiteren Monat später wurde der Sozialplan bei Unicredit unterzeichnet. Die Bank J. Safra Sarasin übernahm die Geschäfte der Bank Hapoalim, die ebenfalls in Luxemburg die Türen schloss. Gegen Jahresende kündigte die MM Warburg Bank ihren Rückzug von der Place Dargent an und EFG International absorbierte UBI Banca International mit einem Kundenvermögen von 3,9 Milliarden Euro. In einem Abschiedsinterview im *Journal* sagte BGL-BNP-Paribas-CEO Carlo Thill, der demnächst in den Ruhestand eintritt, auf die Frage, ob Luxemburg noch ein Bankenland ist: „... von den Banken sind viele weg, einige haben fusioniert, ein paar aus dem asiatischen Raum sind dazu gekommen, weil China Luxemburg als EU-Hub aufbauen will. Der Platz ist dynamisch, aber anders. Niemand kommt mehr wegen dem Private Banking...“ Innerhalb von

wier Jahren ist die Zahl der Banken in Luxemburg von rund 150 auf rund 140 gefallen, und das trotz der vielen neuen chinesischen Kreditinstitute.

Für die Gewerkschaften stellt sich die Frage, wie diese Konsolidierung, bei der vor allem Schweizer Banken oft zugreifen, begleitet werden kann. Dass sie am Mittwoch einem Sozialplan zustimmten, obwohl nicht alle Caps verschwanden, liegt wohl auch daran, dass sie in den Verhandlungen mit der Bank Hapoalim hart geblieben waren und daraufhin die letzte Sitzung beim Schlichter verstrich, ohne dass ein Sozialplan unterschrieben werden konnte. Danach oblag es den Personaldelegierten, mit der Bankleitung eine Betriebsvereinbarung zu finden.

Felix Walisch von der Bankengewerkschaft Aleba macht für die immer härteren Fronten zwischen Sozialpartnern an erster Stelle die veraltete Gesetzgebung und an zweiter Stelle Geschäftsanwälte verantwortlich, die den Banken für ihren Rechtsbeistand mehr Honorar verrechnen können, je länger sich die Verhandlungen hinziehen. Die von der Nordea vorgeschlagene Deckelung auf den im Arbeitsrecht vorgesehenen Entschädigungen sei gar nicht zulässig gewesen. Wegen der Caps zogen sich die Verhandlungen in die zweite Schlichtungsrunde, erklärt man bei der Aleba. Wegen der großen Unsicherheit habe in der Zwischenzeit bereits eine unbestimmte Anzahl der Mitarbeiter gekündigt und sich eine neue Stelle gesucht. Dadurch spart die Bank Geld, weil diese Mitarbeiter keinen Anspruch auf Entschädigungen im Rahmen des Sozialplans haben. Damit Banken das Arbeitsrecht und die Aufstellung gerechter Sozialpläne nicht einfach umgehen, indem sie monatlich unter den gesetzlich vorgesehen Grenzen für Massenentlassungen bleiben, fordert Walisch von der Regierung dringend eine Reform des Arbeitsrechts, um Entlassungen aus wirtschaftlichen Ursachen neu zu regeln.

Les donations et héritages creusent les inégalités

Transferts de patrimoine

Georges Canto

Dans son rapport annuel sur les revenus et le patrimoine des ménages, l'institut statistique français (Insee) a publié le 5 juin une intéressante étude sur les transferts de patrimoine dans quatre grands pays d'Europe. Ils jouent un rôle non négligeable dans le creusement des inégalités.

La richesse est largement une affaire d'accumulation d'épargne au fil du temps. Mais de plus en plus, écrivent les auteurs du document Jérôme Coffinet et Michel Mouliom, « les transmissions d'actifs entre les générations, sous forme de donations ou d'héritages, augmentent significativement la valeur des patrimoines des ménages bénéficiaires ».

Ces derniers sont de plus en plus nombreux : en 2014, d'après les données de l'enquête européenne HFCS (*Household Finance and Consumption Survey*) qui a porté sur 85 000 ménages, les transferts de patrimoine ont bénéficié à 27 pour cent des ménages en Allemagne, à 32 pour cent en Italie et à 33 pour cent en Espagne et cette proportion atteignait même 45 pour cent en France, soit presque un ménage sur deux.

Des différences qui tiennent aux particularités socio-démographiques et culturelles des pays considérés, mais aussi à leurs règles fiscales, comme on le voit avec les montants transmis, qui sont également très disparates : assez faibles en France (135 400 euros) ils s'élèvent à 294 600 euros, soit 2,2 fois plus, en Italie.

En effet, si les montants des transmissions sont aussi élevés en Italie, c'est en raison de taux de taxation très faibles pour les donations et les héritages depuis les réformes mises en place par les gouvernements Berlusconi et aussi du poids de l'immobilier résidentiel : 86 pour cent des ménages italiens bénéficiaires ont reçu un logement, contre 63 pour cent des Espagnols, 54 pour cent des Allemands et 37 pour cent des Français (à noter qu'il y a aussi davantage de ménages propriétaires de leur résidence principale en Italie et en Espagne qu'en France ou en Allemagne). Au logement il faut ajouter le foncier : la réception de terres concerne 23 pour cent des ménages bénéficiaires en Espagne, 19 pour cent en France, onze pour cent en Italie et dix pour cent en Allemagne.

Logements et terrains ont des valeurs unitaires élevées et favorisent l'Italie et l'Espagne. À l'opposé les plus faibles montants transmis en France et en Allemagne s'expliquent par l'importance des liquidités, qui se retrouvent respectivement dans 63 et dans 45 pour cent des transmissions, contre vingt pour cent en Espagne et seulement douze pour cent en Italie.

À côté de ces divergences attendues, le document met aussi l'accent sur des points communs entre les quatre pays. Par exemple, l'âge moyen des personnes ayant reçu une transmission dans leur vie est assez proche, allant de 54 ans (Allemagne) à 59 ans (Italie).

Mais on remarque surtout que, tout au long de la vie, le patrimoine net (moyen ou médian) des bénéficiaires de transmission est toujours très supérieur à celui des ménages n'ayant eu aucun transfert.

En moyenne sur les quatre pays, l'écart médian est de 220 000 euros dans la tranche d'âge 40-49 ans et monte à plus de 300 000 euros dans la tranche 60-69 ans.

Parmi eux, les ménages donataires sont les plus favorisés, en affichant un patrimoine net plus élevé que celui de tous les autres ménages : par rapport aux héritiers la médiane est supérieure de 30 000 euros dans les tranches d'âge allant de 40 à 69 ans. En effet, les premières donations sont perçues à un âge plus précoce (32 à 36 ans) que les premiers héritages (37 à 44 ans). La réception de la première donation précède celle du premier héritage de quatre ans en Italie, sept ans en Allemagne, huit ans en France et neuf ans en Espagne. Même si leur montant des dons et des héritages reste comparable, les donations permettent ainsi aux ménages bénéficiaires d'accroître plus tôt leur patrimoine.

Le profil sociologique des ménages recevant une donation présente plusieurs particularités : les personnes qui les composent sont plus diplô-



Le nombre d'héritages issus de la génération riche et nombreuse du *baby-boom* va augmenter, prédisent les statisticiens

Chez les économistes, même parmi les plus libéraux, se dégage un consensus favorable à une augmentation des droits de succession, pour faire face au creusement des inégalités qui sera encore aggravé dans les années à venir

mées que celles d'autres catégories de ménages : c'est très net en Allemagne en France où elles sont respectivement 40 et 44 pour cent à avoir un niveau d'études supérieur contre 26 et 24 pour cent dans les ménages n'ayant reçu ni donation ni héritage. En Italie et en Espagne, l'écart existe mais il est moindre (respectivement de huit points et de onze points).

Les donataires ont également une plus grande propension à prendre des risques financiers et à entreprendre. La part de ménages disposés à prendre des risques financiers pour générer des revenus est de 32 pour cent dans les ménages exclusivement donataires contre 26 pour cent chez les ménages exclusivement héritiers

et 25 pour cent chez ceux qui ne sont ni héritiers ni donataires.

Enfin leurs revenus sont plus élevés, ce qui en seulement en partie lié à leur patrimoine supérieur. Dans les quatre pays, le revenu disponible moyen des ménages donataires est supérieur de 9 000 euros par an à celui des ménages héritiers et de plus de 12 500 euros à celui des ménages sans héritage ni donation. Ils comptent donc proportionnellement plus de personnes des catégories socio-professionnelles supérieures. Dans tous les pays, la probabilité d'une donation (et le montant reçu) augmente significativement avec le niveau de formation du bénéficiaire et diminue avec son âge à partir de la tranche 40-49 ans.

Au final, toutes formes de transmission confondues, le patrimoine reçu représente environ vingt pour cent du stock de patrimoine brut de l'ensemble des ménages en Allemagne et en France, 25 pour cent en Espagne et 40 pour cent en Italie. Si on s'intéresse aux ménages ayant reçu au moins une transmission, la part de cette dernière dans la valeur du patrimoine représente une proportion très élevée en Italie (84 pour cent) devant l'Espagne (53 pour cent), l'Allemagne (43 pour cent) et la France (trente pour cent). Cette part est en augmentation régulière, quel que soit le pays.

Ces résultats confirment ceux des travaux présentés par d'autres chercheurs, notamment le français Thomas Piketty dans son livre *Le Capital au XXI^e siècle*, publié en 2013. Dans un article publié dans la revue académique *Economica* en avril 2017, intitulé « On the Share of Inheritance in Aggregate Wealth: Europe and the USA, 1900–2010 », Piketty et ses collègues économistes Facundo Alvarado et Bertrand Garbinti ont montré que l'héritage revenait en force dans la constitution des fortunes mondiales. En Europe, la part de l'héritage, très élevée avant la Première Guerre mondiale (70 à 80 pour cent) a chuté à entre trente et quarante pour cent entre 1950 et 1980, avant de remonter à entre 50 et 60 pour cent au début du XXI^e siècle, un pourcentage en hausse continue depuis. Des chiffres supérieurs à ceux publiés par l'Insee début juin, car issus d'une méthodologie différente.

Chez les économistes, même parmi les plus libéraux, se dégage un consensus favorable à une augmentation des droits de succession, pour faire face au creusement des inégalités, qui sera encore aggravé dans les années à venir par l'augmentation du nombre d'héritages issus de la génération riche et nombreuse du *baby-boom*.

Mais ils ne sont pas suivis par les politiques, qui savent que cette mesure serait très impopulaire y compris dans les catégories sociales modestes. Au contraire, depuis les années 2000, de nombreux pays ont réduit les droits de succession ou multiplié les abattements : en France 80 pour cent des succes-

sions en ligne directe sont exonérées, et aux États-Unis depuis début 2018 les transmissions jusqu'à onze millions de dollars sont dispensées de toute taxe. Certains ont purement et simplement supprimé l'impôt sur les successions (Autriche, Portugal, Suède, Norvège, République tchèque). Sur 35 pays de l'OCDE, 20 imposent encore l'héritage de manière directe, mais parfois très faiblement (Italie).

En revanche l'OCDE indique qu'en 2016, un certain nombre de pays ont « alourdi ou instauré des droits de mutation sur les biens mobiliers et immobiliers ». Compte tenu de l'importance prise par les donations, telle que la révèle l'étude de l'Insee, c'est peut-être une piste fructueuse.

Chronique Internet

L'EFF tempête contre des filtres d'*upload* prévus par l'UE

Michèle Sinner

L'Electronic Frontier Foundation (EFF), une ONG américaine qui a fort à faire chez elle pour défendre la sphère privée et les libertés sur le Net, s'en prend, une fois n'est pas coutume, à une réglementation en discussion de ce côté de l'Atlantique. Ce qui provoque sa réaction véhémement et son appel urgent au Parlement européen de faire barrage à cette réglementation est l'article 13 d'un projet de directive sur le droit d'auteur qui contraindrait les plateformes Internet à filtrer de manière automatique les contenus *uploadés*. Un vote critique est prévu les 20 et 21 juin prochain à la Commission juridique du Parlement européen. Quelque 70 personnalités du Net ont signé l'appel de l'EFF : parmi eux le pionnier du Net Vint Cerf, l'inventeur du Web Tim Berners-Lee et le fondateur de Wikipédia Jimmy Wales. Ils reprochent aux dispositions de cet article de transformer le Net « de plateforme ouverte au partage et à l'innovation en outil de surveillance automatisée et de contrôle des utilisateurs ». Selon l'EFF, s'il est adopté en l'état, l'article 13 représente une menace sérieuse contre la liberté d'expression sur le Net.

L'EFF prend bien soin de préciser que la directive dépoussière des règles qui en ont bien besoin. Elle ne s'oppose pas sur le fond à une vérification des contenus publiés sur des plateformes en ligne, afin de s'assurer qu'il n'y ait pas d'infraction au droit d'auteur : c'est l'idée qu'une telle vérification puisse être automatisée qu'elle s'efforce de battre en brèche, en soulignant les risques sérieux de dérapage inhérents selon elle à cette solution : « Les algorithmes qui comparent les contenus font, soyons clairs, du très mauvais boulot », écrit-elle. Cory Doctorow, un reporter et militant des droits numériques, a cité l'exemple d'un site de rencontre européen qui, par défaut, refuserait très probablement un portrait d'utilisateur sur lequel celui-ci figurerait portant un t-shirt arborant la photo protégée par le droit d'auteur d'un groupe de musique. Une grande partie des contenus de Wikipédia risquerait de faire l'objet de demandes de retrait ou d'être écartés, quand bien même ils relèveraient d'une citation ou d'une référence indispensable pour illustrer un article.

Selon Doctorow, la motivation première de cet article est de fournir aux journaux européens un moyen à l'épreuve des balles de forcer Google et Facebook, pour parler des plus grandes plateformes, à partager une part des revenus générés lorsque leurs contenus y sont reproduits. Afin de s'assurer que Google ne trouve aucun moyen d'échapper à cette contribution, ils ont choisi la solution radicale de ce contrôle préalable et automatisé – un contrôle que Doctorow assimile à une pêche aux thons qui, sous le prétexte d'être efficace, utiliserait des techniques qui aboutissent à la capture d'un grand nombre de dauphins. « Ce n'est pas de la méchanceté, c'est de la vile indifférence », assène-t-il.

Nombreux sont les voix qui s'élèvent en Europe pour demander que les Gafa payent davantage d'impôts dans les pays de l'Union où ils opèrent et à accepter de rémunérer la reproduction de contenus médias sur leurs services. Si le propos est légitime et l'intention bonne, le moyen choisi l'est moins. « Il y a des limitations au droit d'auteur qui permettent aux nouvelles générations de construire sur les contributions précédentes et de les commenter », fait valoir l'EFF, qui met en avant dans ce contexte le « fair use » et la tolérance pour des utilisations inoffensives, deux aménagements essentiels au droit d'auteur et dont on doute que des dispositifs automatiques, même dotés d'intelligence artificielle, soient capables de les prendre en compte. Autre problème : l'obligation de mettre en place de tels filtres déplaira à Google, Facebook, Twitter ou à d'autres grands intervenants américains, mais ils arriveront sans doute in fine à se mettre en règle avec cet article 13 s'il est adopté en l'état. Mais dans ce cas, cette règle deviendra un obstacle non négligeable pour les nouveaux entrants – par exemple pour une plateforme de recherche européenne conçue pour concurrencer Google.

Nombreux sont les voix qui s'élèvent en Europe pour demander que les Gafa payent davantage d'impôts dans les pays de l'Union où ils opèrent et à accepter de rémunérer la reproduction de contenus médias sur leurs services

Die kleine Zeitzeugin

Tu Gutes und rede darüber

Michèle Thoma

Das, was sonst meist andere heimsucht – viele werden bei so was gar heimatlos, aber das ist doch eher in anderen Ländern –, ist über unser Land hereingebrochen in den letzten Wochen. Ist das naturkatastrophal oder noch normal, und bis wohin geht normal? Oder ist es lediglich verhaltensoriginell? Diesbezüglich gehen die Expert_innenmeinungen seit vielen Jahren auseinander. Ist es noch normal, wenn Autos herumliegen wie ausgeweidete Käfer? Wenn eine Schlammsauce, die zur Schlammkruste wird, alles überzieht? Wenn plötzlich eine Straße wegbricht und mit ihr das Grundvertrauen. Wenn die Welt vor unserer Haustür untergeht?

Ist das noch normal? Und während Wetterfrösche und Wetterhexen und Klimakoryphäen ihren Senf zur Katastrophe, die vielleicht gar keine ist, sondern nur eine leichte Abweichung, eine Variation von Normalität, eine Laune der Natur, wie es gern launisch heißt, von sich geben, handeln die Politiker_innen. Zumindest erwecken sie den Anschein.

Die Katastrophenbühne war schon immer eine beliebte Bühne für Politprofis. Wenn die Erde gewackelt hat, nach Flut und Feuer und Terror, kann man sicher sein, dass alsbald ein Präsident, eine Kanzlerin, ein Minister angeflogen oder angerollt kommt. Da, wo das Wasser bis zum Hals steht, gummistiefeln sie kompetent betroffen durch die Verheerungen, durch diese schlammgepanzten Niederungen der menschlichen Existenz. Mit Gesichtern wie tausend Tage Regenwetter stehen sie den Einsatzkräften im Wege, vor einer Kamera wird ihr Gesicht weich, ein Politiker beugt sich herab zu einem gebeutelten Menschenwesen. Es wird alles gut werden, die Straßen werden heilen, die Autos wieder in der Sonne glänzen!

Nicht alle Politiker_innen sind wirklich gut in dieser Königsdisziplin. Die deutsche Kanzlerin steht meist eher leblos da, stellt sich tot, irgendwann ist es ja vorbei. Wirklich begabte Politiker_innen streicheln Bauernopfer, quetschen Trosttuben aus, sie drücken auf die Tränendrüsen der Zuschauer_innen auf den trockenen Sofas, es ist beinahe so schön wie englische Hochzeit. Was ist denn imageträchtiger als ein Premier, der seinen Blick tief in den Augen einer vom Schock verwüsteten Frau versenkt, innigst von der Zerstörung Zerstörte umarmt? Es könnte einem bang um ihn werden: Was ist, wenn er nicht mehr runter kommt von dem Trip? Auch der Innenminister versucht sein Bestes. Die Dramaturgie läuft an, die Konkurrenz in Katastrophenvereinnahmung, wer kriegt die besten Bilder? Die meisten Tränen, Lächeln unter Tränen?

„Er streckt seine Hände über sie, herzt sie, gibt ihnen menschliche Wärme“, wird die Begegnung unseres Premiers mit leidgeprüften Menschen in einem Beitrag in *MyWort* geschildert. Der Autor brems sich dann ein bisschen, gibt zu, dass er nicht weiß, ob der Premier wie der große Prophet Jesus Christus über heilende Kräfte verfüge. Vor lauter Premier-Anbetung wird der Gottessohn kurzerhand zum – wenn auch großen – Propheten zurückgestuft. Der Premier, so der Autor, ist aber menschlich, er weint mit Menschen.

Wer ist der menschlichste im ganzen Land? Wer kümmert sich am bekümmertsten, wer ist der wahre Tröster der Betrübten? Aber vor allem, wer nimmt Knete in die Hand? Wer wedelt mit Geldscheinen? Oder malt sie wenigstens an die Wand, Zahlen mit vielen Nullen, es hört sich so tröstlich an, dass niemand im Regen stehen gelassen werde. Welcher Politiker kündigt nicht nur an, tief in die Staatskasse zu greifen, um ärgste Not zu lindern? Sondern zeigt wirklich Herz?

In der Disziplin „Politik mit Herz“ macht eine neue Begabung auf sich aufmerksam. Eine bis dato noch relativ unbekannte LSAP-Kandidatin setzt in einem Rundschreiben die Redaktionen des Landes darüber in Kenntnis, dass sie zusammen mit einer gemeinnützigen Vereinigung privat Geld an eine vom Unwetter betroffene Familie gespendet habe. Dieser Information ist die Bitte um Veröffentlichung beigelegt. Es wäre aber auch jammerschade, wenn so eine gute Tat einfach untergehen würde.



LSAP-Staatssekretärin Francine Cloener erläutert Inhabern von Tourismusbetrieben im Müllerthal die Hilfsangebote der Regierung

Fußball-Weltmeisterschaft 2018

Jaschins Erben

Charles Wey

Die Sbornaja, wie in Russland sowohl die Fußball- als auch die Eishockey-Nationalmannschaft genannt wird, zählt für mich zu den spannendsten Teams, die an der diesjährigen WM teilnehmen. Sie besticht zwar weder durch eine besonders gepflegte Spielkultur, noch durch herausragende Einzelkünstler. Der Torhüter Igor Akinfeev und der Mittelfeldspieler Alan Dsagojew, beide bei ZSKA Moskau unter Vertrag, galten als Riesentalente, haben aber den Sprung in die internationale Spitzenklasse nicht geschafft. Auch die Leistungsbilanz der russischen Nationalelf ist bescheiden: Bei den letzten großen Turnieren schied sie frühzeitig aus. Die Vorbereitungsspiele zur WM 2018 weckten nicht gerade Hoffnung auf Besserung.

Dennoch hat die Sbornaja etwas zu bieten, was großen Turnierfavoriten wie Brasilien oder Deutschland fehlt: Ihr Kader besteht fast ausschließlich aus Spielern, die in der heimischen Premier-Liga tätig sind – allen voran in den Moskauer Vereinen Lokomotive, Spartak und ZSKA sowie dem Sankt Petersburger Vorzeigeklub Zenit. Lediglich zwei Spieler sind im Ausland aktiv. Die von Oligarchen geführten russischen Vereine können finanziell mit den westeuropäischen Topklubs mithalten. Im Gegensatz zu den meisten kleinen bis mittelgroßen europäischen Ligen leidet die höchste russische Spielklasse nicht unter dem frühzeitigen Verlust ihrer größten Talente. Das wiederum führt dazu, dass man in unseren Gefilden selten die Gelegenheit hat, die Spieler der Sbornaja näher zu verfolgen. Weil die russische Premier-Liga im Ausland medial kaum präsent ist, verfügt sie über dementsprechend wenig Ausstrahlungskraft.

Umso mehr kann man sich auf die Darbietungen der russischen Elf freuen, die auf eine lange und zuweilen auch erfolgreiche Geschichte zurückblickt. 1960 gewann die Auswahl der UdSSR die erstmals ausgetragene Europameisterschaft und gehörte auch im weiteren Verlauf des folgenden Jahrzehnts zur Elite des Weltfußballs. Der damalige Nationaltorwart Lew Jaschin gilt bis heute als einer der besten Torhüter aller Zeiten. Kaum überraschend zierte der legendäre Keeper das offizielle Plakat für die WM. Die russischen Organisatoren wollen an die erfolgreiche Historie der großen Mannschaft aus Sowjet-Zeiten anknüpfen.

Dabei liegt der letzte Exploit der Sbornaja gar nicht so lange zurück. Bei der EM 2008 eliminierte das Team um den feinen Techniker Andrej Arschawin im Viertelfinale die hoch favorisierten Niederländer, die zuvor in der Gruppenphase Italien und Frank-

Die von Oligarchen geführten russischen Vereine können finanziell mit den westeuropäischen Topklubs mithalten

reich vom Platz gefegt hatten. Zwar mussten die Russen sich im Halbfinale dem späteren Turniersieger Spanien geschlagen geben, dennoch sorgten sie für die größte Überraschung der gesamten EM. Seither konnte die russische Nationalmannschaft allerdings selten überzeugen, was erklärt, warum sie weder bei den internationalen Fußballexperten noch in den Wettbüros hoch im Kurs steht. Seit Jaschins Zeiten hat der russische Fußball viel an Glanz verloren.

In Russland hat Fußball zudem einen schweren Stand, steht er doch seit jeher im Schatten des Eishockeys. Dennoch verzeichnete die höchste Spielklasse in der abgelaufenen Saison mit durchschnittlich 14 000 Besuchern pro Spiel einen höheren Zuschauererschnitt als etwa ihre Pendants in Portugal und Belgien. Europaweit liegt sie damit hinter den Nieder-



Die sowjetische Nationalelf 1967 in Rotterdam vor einem Spiel gegen die Niederlande

Zu Gast

Der Reformstau bleibt groß

Die Aussage des LSAP-Fraktionspräsidenten, es gebe „kein blau-rot-grünes Projekt mehr“, sorgte diese Woche für viel Aufmerksamkeit. Erst kurz zuvor hatte die der LSAP nahestehende Tagespresse, so wie sie das seit Jahr und Tag gebetsmühlenartig tut, wieder einmal darauf hingewiesen, wie fantastisch die von der Dreierkoalition angeschobenen Reformen seien. Es sei jammerschade, dass die drei ihre gemeinsame Leistung nicht sichtbarer ins Licht rückten.

Inzwischen korrigierte der Spitzenkandidat der LSAP zu den Chamberwahlen die Aussage seines Fraktionsvorsitzenden. Der habe sich nur schlecht ausgedrückt, als er zum Ausdruck bringen wollte, die Dreierkoalition habe ihr gemeinsames Projekt von 2013 restlos umgesetzt. Doch eigentlich kam die Aussage des LSAP-Fraktionsvorsitzenden, die als Absage an eine nächste Dreierkoalition verstanden werden kann, gar nicht so überraschend. Seit Monaten flirten Vertreter der LSAP, aber auch der zwei anderen Koalitionsparteien mehr oder weniger offen mit der CSV und lassen kaum Zweifel daran, dass sie nach dem 14. Oktober bereit sein werden, mit ihr ins Koalitionsbett zu steigen.

Ali Ruckert ist Präsident der Kommunistischen Partei Luxemburgs

Auch das ist kaum überraschend, wenn man weiß, dass es in grundlegenden politischen und gesellschaftlichen Fragen kaum fundamentale Unterschiede zwischen diesen Parteien gibt, seit die LSAP auch die letzten Spurenelemente sozialistischer Politik entsorgte und die Grünen mit der DP darum wetteifern, wer der bessere Verwalter der neoliberalen Verhältnisse ist.

Dem Kapital, das die eigentliche Macht in diesem Land hat, kann es soweit egal sein, welche dieser Parteien sich die Regierungsposten streitig machen, Hauptsache, sie garantieren möglichst stabile Ausbeutungsverhältnisse und stehen stramm zur Nato. Daher ist es nicht so falsch zu behaupten, man habe es hier mit Speck und Schweinefleisch zu tun.

Erinnert sei daran, dass die angeblich so fortschrittliche Dreierkoalition – entgegen anderslautender Versprechen der einzelnen Koalitionsparteien – die Politik des Sozialabbaus der vorangegangenen CSV/LSAP-Regierung nahtlos fortsetzte. Erst als sich ihre Umfragewerte im freien Fall befanden und eine größere Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften drohte, lenkten sie ein, ohne allerdings vorherige Sparmaßnahmen, die auf dem Rücken der Lohnabhängigen und Rentner erfolgt waren, zurückzunehmen.

Wenig glaubhaft, dafür aber umso wirklichkeitsfremder ist die Legende, die Politik der Dreierkoalition habe bewirkt, dass „der Reformstau mittlerweile aufgelöst“ sei. Richtig ist wohl, dass innerhalb

landen auf dem siebenten Rang, was aber vermutlich nicht reichen wird, um die von der Fifa geforderten Stadionneubauten nach der WM weiterhin auszulasten. Aber das ist ein strukturelles Problem, das auch in ausgewiesenen Fußballnationen wie Brasilien zu Tage tritt, wie das verlotternde Maracã-Stadion in Rio de Janeiro eindrücklich unter Beweis stellt.

Trotz ihrer langen Tradition leidet die russische Fankultur in Europa unter einem schlechten Ruf – nicht zuletzt wegen der gewalttätigen Angriffe russischer Hooligans auf englische Anhänger in Marseille bei der vergangenen EM. Wie sich herausstellte, unterhielten einige Schläger, die der rechtsextremen Szene angehören, persönliche Beziehungen in die höchsten politischen Kreise Russlands. Auch auf Vereinsebene haben russische Anhänger in den letzten Jahren für Negativschlagzeilen gesorgt. Immer wieder werden russische Klubs, allen voran Spartak Moskau, wegen rassistischem und gewalttätigem Verhalten ihrer Anhängerschaft von der Uefa abgestraft. Die russische Fankultur pauschal zu verurteilen, wäre jedoch kurzsichtig. Wie in jeder Fanszene gibt es auch dort viele verschiedene Gruppierungen, die gänzlich unterschiedliche Weltanschauungen propagieren. Die von Robert Ustian gegründete Initiative „CSKA Fans against Racism“ sei hier als Beispiel genannt. Die WM bietet eine einmalige Gelegenheit, einen Einblick in die hier skizzierte Vielfalt des russischen Fußballs, mit allen positiven und negativen Begleiterscheinungen, zu erhalten.



von vier Jahren einige wenige fortschrittliche gesellschaftliche Reformen durchgeführt wurden, und wir Kommunisten begrüßen das ausdrücklich. Aber erstens erfolgten diese Reformen nicht alle mit letzter Konsequenz – siehe die nur halbherzige Trennung von Staat und Kirchen und Schule und Kirchen –, und zweitens stehen die durchgeführten Reformen in keinem Verhältnis zu den Erwartungen der Lohnabhängigen und Rentner.

Daher bleibt der Reformstau groß, worüber das Wahlprogramm der KPL zu den Chamberwahlen im Detail Aufschluß gibt. Selektiv seien hier genannt: eine strukturelle Erhöhung des Mindestlohnes; eine gesetzliche Senkung der Wochenarbeitszeit; die Abschaffung der ungerechten Steuerklasse 1A; die Senkung der Gesamtsteuerlast der Schaffenden; die Schaffung einer öffentlichen, laizistischen Gesamtschule; die Verwirklichung des Grundrechts auf Arbeit und auf eine (bezahlbare) Wohnung; die gesetzliche Stärkung der Rechte der Personalvertretungen, kollektives Eigentum und demokratische Kontrolle in der Wirtschaft und so fort.

Wichtig an den Wahlen wird daher nicht sein, welche von den weitgehend gleichgeschalteten Parteien den Einzug in die nächste Regierung schaffen wird, um unter der Schirmherrschaft der CSV das *Kyrie Eleison* zu singen, sondern dass es mit den Kommunisten in der Chamber eine Kraft geben wird, welche die Forderungen der Lohnabhängigen und Rentner auf die Tagesordnung setzt, so dass alle Farbe bekennen müssen. Ali Ruckert

Für einen verantwortungsvollen Fledermausschutz ohne doppelte Standards

Flora, Fauna und Habitat

André Schmit

„Die Luxemburger Elefanten“ wurden Fledermäuse im *Land* vom 18. Mai 2018 vom leider verstorbenen Staatssekretär Camille Gira genannt. Ich unterstütze unsere Pflicht, für einen guten Erhaltungszustand der Fledermäuse zu sorgen. Aber nur, wenn die Regeln für alle gleich und nachvollziehbar sind und der Entscheid nicht von der Gemütslage und Willkür eines einzelnen Beamten abhängt.

In einem Urteil verneinte das Verwaltungsgericht die Frage, ob eine Streuobstwiese in Schieren ein Habitat der Wimperfledermauskolonie in Ettelbrück (Distanz: 1,5 Kilometer) und damit ein Biotop im Sinne des zweiten Satzes von Artikel 17 des Naturschutzgesetzes sei, beziehungsweise eine essentielle Jagdfläche für die Breitflügelfledermauskolonie in unserer Schiereener Kirche (Distanz: 500 Meter), und ob die Streuobstwiese damit unter das Tötungsverbot nach Artikel 20 desselben Gesetzes fallen würde.

Der Experte der Natur- und Forstverwaltung (ANF) berief sich im Prozess, um das Vorhandensein eines Biotops zu beweisen, auf Artikel 1, Buchstabe f) der Europäischen FFH-Richtlinie (Flora-Fauna-Habitat). Definiert wird das „Habitat einer Art“ dort als „durch spezifische abiotische und biotische Faktoren bestimmter Lebensraum, in dem diese Art in einem der Stadien ihres Lebenskreislaufs vorkommt“.

Dass in einer so genannten Natura-2000-Zone, deren Ziel die Erhaltung einer Art X ist, diese Art X vorkommen muss, ist auch für einen Laien sonnenklar. Das gilt aber nicht für alle anderen Gebiete außerhalb von Natura-2000-Zonen. Das deutsche Bundesverwaltungsgericht hat diese Evidenz in einem Urteil wie folgt bestätigt: „Dementsprechend definiert Art. 1 FFH-RL unter Buchstabe j ein ‚Gebiet‘ als ‚einen geographisch definierten Bereich mit klar abgegrenzter Fläche‘ und unter Buchstabe l ein ‚besonderes Schutzgebiet‘ als ein ‚ausgewiesenes Gebiet, in dem die Maßnahmen, die zur Wahrung oder Wiederherstellung eines günstigen Erhaltungszustands der natürlichen Lebensräume und/oder Populationen der Arten, für die das Gebiet bestimmt ist, erforderlich sind, durchgeführt werden.“

Das schließt aus, den Gebietsschutz mit Blick auf Folgewirkungen von Beeinträchtigungen gebietsexterner Flächen über die Gebietsgrenzen auszudehnen. Sind die dem Gebietsschutz unterliegenden Vorkommen auf die betreffenden ge-

bietsexternen Nahrungshabitate zwingend angewiesen, um in einem günstigen Erhaltungszustand zu verbleiben, so ist das Gebiet, wie noch auszuführen sein wird, im Regelfall des Art. 4, Abs. 1, Satz 1 der FFH-RL falsch abgegrenzt und muss auf diese Nahrungshabitate ausgedehnt werden. Dagegen wäre es systemwidrig, die Habitate losgelöst von der Gebietsabgrenzung als durch die Erhaltungsziele des Gebiets mitumfasst zu behandeln.

In Manternach wurde von einem Bauherrn das Anlegen von Kompensationsflächen gefordert, weil eine Kolonie des Grauen Langohrs in der Kirche angesiedelt sei und die geplante Siedlung in der Einflugschneise der Fledermäuse liege. Laut einem Zeitungsbericht erklärte der zuständige Beamte, „wenn weniger Fläche bejagbar ist, wird die Ernährung immer schwerer. (...) Wenn es zu einer Zerstörung des Jagdreviers kommt, muss im Rahmen von 500 Metern eine Fläche aufgewertet werden“.

Der nachfolgende Auszug aus der FFH-Verträglichkeitsuntersuchung zum Bau und Betrieb des *Tramsschapp* beweist, dass das Nachhaltigkeits- und Infrastrukturministerium (MDDI) dies bei eigenen Projekten nicht immer so genau nimmt und seiner eigenen Auslegung nach das Verletzen des Tötungsverbots billigend in Kauf nimmt.

Im FFH-Gebiet Grünewald, in dem als Erhaltungsziel unter anderem „(f.) maintien dans un état de conservation favorable et restauration des populations du Murin de Bechstein *Myotis bechsteinii* et du Grand murin *Myotis myotis*“ festgelegt war, machte der Fledermausexperte folgende Aussage bezüglich der Jagdhabitate, die natürlich nicht hinterfragt wurde:

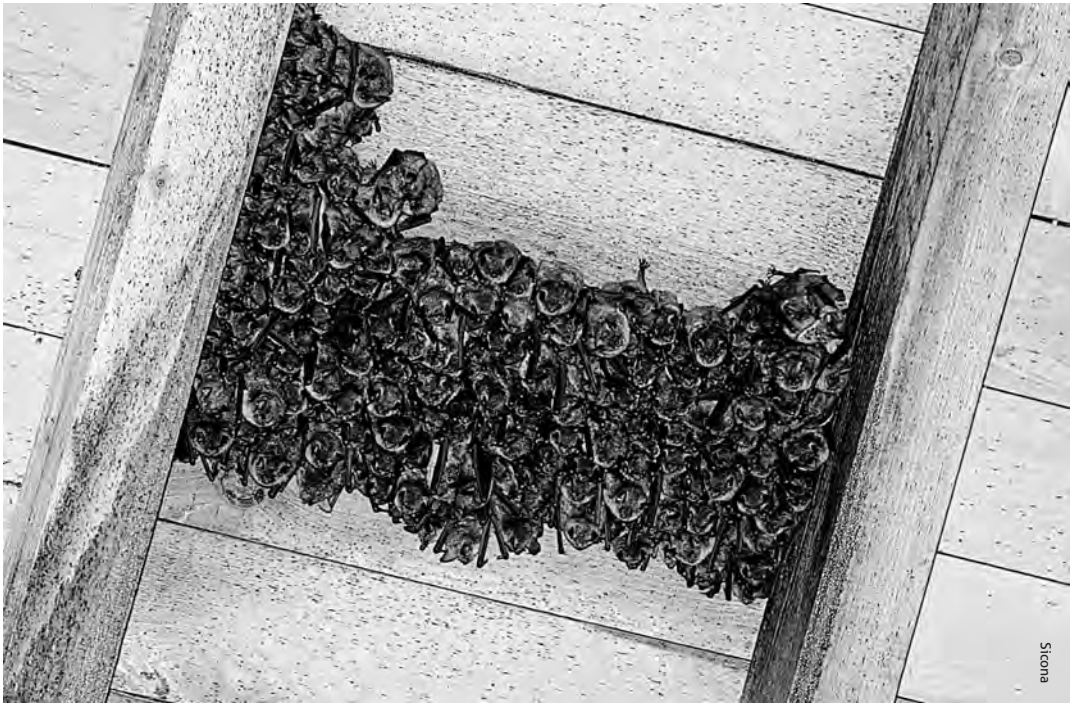
„Der Fokus der Betrachtungen liegt folglich bei den Baumfledermäusen. Hausfledermäuse, die in Siedlungen oder einzelnen Gebäuden ihre Quartiere haben, nutzen den Wald höchstens als Nahrungs-/Jagdhabitat. Jagdhabitate sind für Anhang IV-Arten (*Anmerkung: Das sind alle geschützten Fledermausarten*) allerdings nur ausnahmsweise und in direkter räumlicher Verbindung mit einer Reproduktionsstätte artenschutzrechtlich geschützt und werden daher hier nicht weiter behandelt.“

Weiter heißt es: „Großes Mausohr Baubedingte Wirkungen: Durch das geplante Vorhaben besteht

Die FFH-Verträglichkeitsuntersuchung zum Bau und Betrieb des *Tramsschapp* beweist, dass das MDDI den Fledermausschutz bei eigenen Projekten nicht immer so genau nimmt

die direkte Gefahr der Tötung von Individuen durch Baumfällungen. Darüber hinaus kommt es zu einem dauerhaften Verlust von ca. 4 850 m² essentieller Habitat-Fläche mit hoher Bedeutung. Unter artenschutzrechtlichen Gesichtspunkten kommt hinzu, dass das geplante Vorhaben zu einem potenziell dauerhaften Verlust von Männchenquartieren sowie Tagesquartieren einzelner Weibchen in Bäumen führt, eventuell können auch Balzquartiere betroffen sein. Wie sich im Rahmen umfangreicher Analysen gezeigt hat, kann auf eine Inanspruchnahme wertvoller Flächen, die essentielle Habitatfunktion für das Große Mausohr haben, nicht vollständig verzichtet werden.“

Weil neben erheblichen Zerstörungen der Lebensraumtypen Hainsimsen- und Waldmeister-Buchwald auch dauerhaft Teilareale, die eine ökologisch-funktionale Bedeutung für das Überleben und die Fortpflanzung der Fledermäuse hatten, zerstört wurden, wäre eine Meldung der durch das MDDI erteilten Ausnahme gemäß Artikel 16 der FFH-Richtlinie nötig gewesen. Für den Zeitraum 2009 bis 2016 habe ich sämtliche vom MDDI erteilten Ausnahmen, die an die Europäische Kommission zu melden waren, geprüft. Irrtum vorbehalten, wurde vom MDDI keine erteilte Ausnahme für die Zerstö-



Weibliche Wimperfledermäuse in ihrem Quartier

rung von Ruhe-Fortpflanzungsstätten nach Brüssel gemeldet. Wahrscheinlich war es dem MDDI peinlich, sich selbst eine Ausnahme zu genehmigen.

Deutsche Behörden melden hingegen ordnungsgemäß und transparent ausgestellte Lizenzen für die Beschädigung und Zerstörung von Fortpflanzungsstätten, ja selbst für die Tötung. Auszug aus einer solchen Lizenz: „Licensing Authority: Landratsamt Mittelsachsen, Untere Naturschutzbehörde; Species: *Myotis myotis*; *Myotis nattereri*; *Plecotus auritus*; Location: Kirche Großhartmannsdorf; Permitted activities: Absichtliche Störung von Tierarten, insbesondere während der Fortpflanzungszeit und absichtliche Störung von Tierarten, insbesondere während der Aufzuchtzeit; License reasons: aus anderen zwingenden Gründen des überwiegenden öffentlichen Interesses, einschließlich solchen wirtschaftlicher Art“.

Die Kompensationsfläche, die der Promotor in Manternach kaufen muss, wird die Lösung des essentiellen Wohn-Habitat-Problems der Spezies *Homo sapiens* weder verbilligen, noch beschleunigen. Mancher Politiker hat während seiner Laufbahn eindrücklich die Richtigkeit der Evolutionstheorie anhand der *Homo sapiens*-Spezies bewiesen. Man sollte dies auch der Fledermaus zutrauen.

Ein anderes Beispiel für doppelte Standards: Zum neuen Flächennutzungsplan (PAG) der Gemeinde Schieren wurden uns vom MDDI Fledermauskundliche Stellungnahmen über 74 Flächen verordnet. Bei der Strategischen Umweltprüfung zum *Plan sectoriel Transports* hingegen wurde nur die Betroffenheit aller Arten aus Anhang IV der FFH-Richtlinie, außer den Fledermäusen, untersucht. Dabei lassen sich für Fledermäuse Verbotstatbestände beim Straßenbau aufgrund der Kollisionsgefahr fast nie ausschließen. Trifft man dabei auf Fledermausarten, deren Erhaltungszustand auch ohne das Projekt bereits ungünstig ist, wäre die Zulassung eines Projekts laut EU-Rechtsprechung gefährdet. Der ANF-Experte hatte beim Schiereener *Bongert* ein Habitat einer Art (Jagdgebiet) für die Wimperfledermaus-Kolonie in Ettelbrück herbeikonstruiert. Dabei wären drei Zufahrten/Abfahrten der B7 zu queren gewesen, um den *Bongert* zu erreichen. Gespannt bin ich nun, ob er bei der geplanten Verbreiterung der B7 einschreitet und im Vorfeld eine Fledermausstudie verlangt, indem er auf das Tötungsverbot hinweist.

André Schmit ist Bürgermeister von Schieren.

Lettre à la rédaction

Le rôle de Jean Dupong en 1968

Ben Fayot

Dans son excellent article sur Gilbert Trausch au *Land* du 8 juin 2018, Henri Wehenkel fait l'éloge du ministre CSV Jean Dupong en 1968 : « La révolution au Luxembourg se fit d'en haut. C'est Jean Dupong (...) qui souleva la chape de plomb qui pesait sur le pays et qui empêchait toute pensée libre. »

En effet, Dupong fit passer deux lois importantes, l'une en 1968 sur la réforme de l'enseignement secondaire, l'autre sur l'abolition de la collation des grades en 1969. Mais le mérite ne lui en revient qu'en partie. Il fut plutôt l'exécutant final au bout de longues hésitations. Car le CSV aux commandes de l'éducation nationale n'avançait alors jamais que talonné par la gauche.

Jean Dupong arriva au ministère en 1967. Il était le cinquième responsable CSV à l'éducation nationale depuis 1945, après Nicolas Margue, Pierre Frieden, Emile Schaus et Pierre Grégoire. Les archives sont désormais ouvertes et permettent de mieux saisir ce qui s'est passé depuis 1945 jusqu'en 1968-1969.

Après la fin de la Deuxième Guerre mondiale, la gauche – partis, syndicats, associations d'étudiants, société civile, intellectuels – développa un vrai projet de société pour l'école. Celle-ci était un sujet de récriminations permanentes pour le manque de réactivité des gouvernements successifs à la demande de réformes. L'Eglise catholique dominait l'école, le cours de doctrine chrétienne était inamovible et trônait comme première branche au-dessus de toutes les autres. Le CSV et le DP temporisaient et hésitaient, convoquaient des commissions d'étude. La gauche poussa à la modernisation et à la défense de l'école publique à tous les niveaux. La grande affaire, c'était une orientation rationnelle et efficace de tous les enfants, l'ascension sociale par une éducation poussée aussi loin que possible, donc la démocratisation, et surtout l'accès des enfants d'ouvriers au lycée et à l'université.

Quant à la collation des grades, dès la fin des années quarante, les facultés de médecine (Nancy, d'abord, puis l'Université Libre de Bruxelles) refusèrent le tourisme universitaire des étudiants luxembourgeois et menacèrent de ne prendre que des Luxembourgeois élèves réguliers, fréquentant les cours et passant leurs

examens à l'université, pour être assistants en clinique. Le collège médical luxembourgeois – toujours à la pointe du progrès pour abolir la collation des grades luxembourgeoise et pour accepter les diplômes des facultés – poussa le gouvernement à agir. Pierre Frieden fit rédiger un projet dans lequel les examens universitaires étaient reconnus, bien que suivis d'un examen de contrôle luxembourgeois avant l'accès à la profession.

Ce projet était fin prêt en 1958 pour être voté. Il n'apparaîtra jamais sur le rôle de la Chambre. L'explication, c'était qu'après 1957 la CEE allait se faire et avec elle pointait le « danger » de la libre-circulation. Dou la crainte du collège médical de la concurrence des médecins étrangers au Luxembourg. La collation des grades était une barrière efficace !



Dupong était le cinquième responsable CSV à l'Éducation nationale depuis 1945

Jean Dupong fit passer deux lois importantes. Mais le mérite ne lui en revient qu'en partie

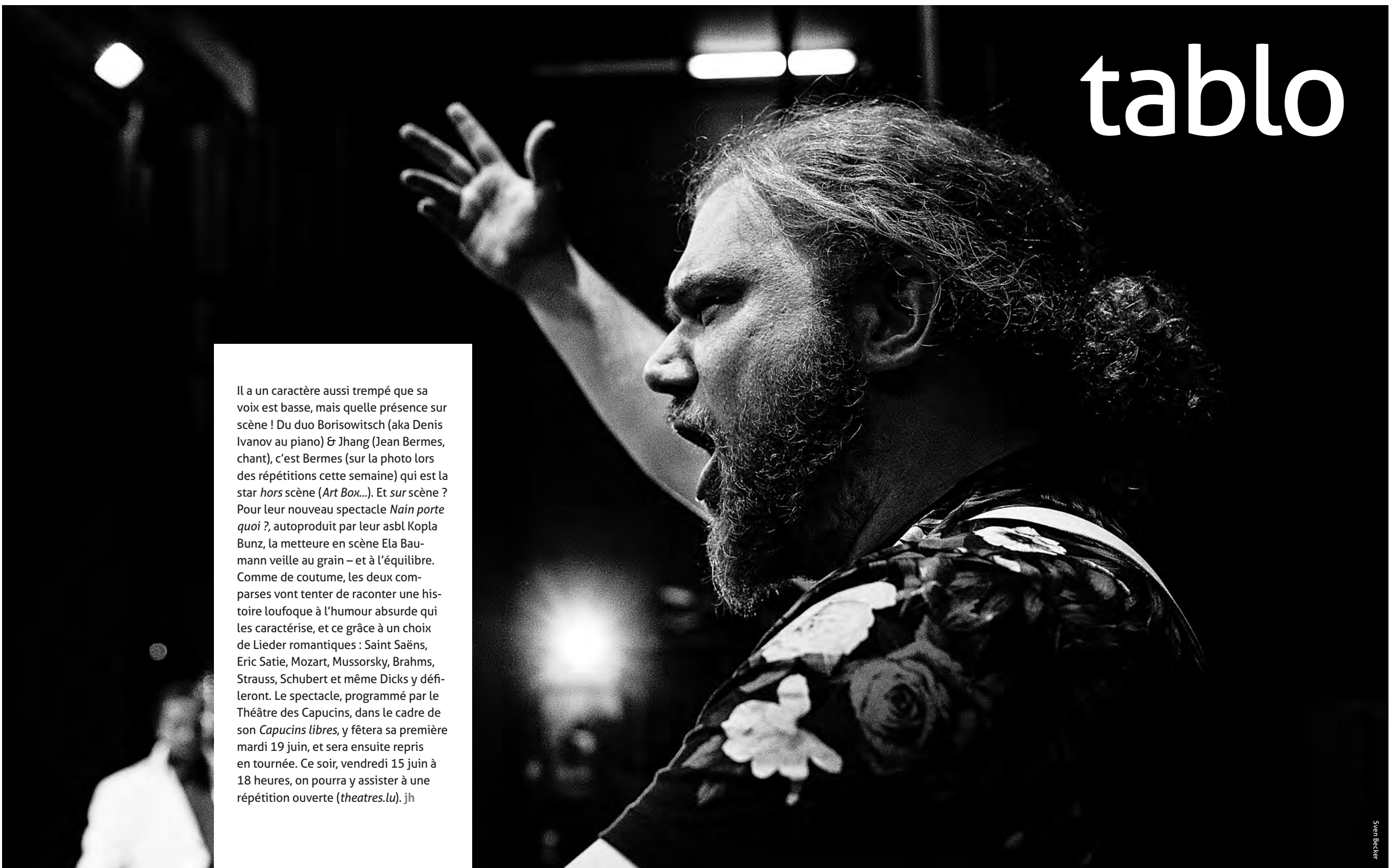
Mais là encore, des intellectuels comprenaient rapidement que le projet européen se développait et était propice aux échanges et donc à la mise à niveau des diplômes universitaires.

Face aux revendications de la gauche à la Chambre, chaque année lors des débats budgétaires, face aux propositions de réforme de l'Assos et de l'Unel dès les années cinquante, le ministre CSV Pierre Frieden, aux manettes de 1945 jusqu'en 1959, s'aventura à lâcher du lest. En 1959, un projet de loi n° 920 était prêt à être déposé. Il couvrirait tout l'enseignement, du jardin d'enfant jusqu'à l'université, en sept titres d'une loi cadre qui devait tout chambouler.

Quand Frieden décéda en 1959, Emile Schaus reprit le projet. Le Conseil d'État proposa de le saucissonner : ainsi donc il y eut en 1963 une loi sur le préscolaire et le primaire, en 1965 une autre sur l'enseignement moyen, puis en 1968 la loi sur l'enseignement secondaire et enfin en 1969 l'abolition de la collation des grades et la reconnaissance des diplômes universitaires après l'homologation par l'État. Pas mal de revendications des deux dernières décennies s'y trouvaient.

Tout cela pour dire que si Jean Dupong, dernier ministre CSV avant 1974, fut plus efficace et moins hésitant que Frieden, Schaus et Grégoire, c'était sans doute en bonne partie le mérite des étudiants et des élèves qui manifestaient dans la rue en 1968.

Mais c'était avant tout le mérite de toute la gauche et de sa longue lutte pour un enseignement moderne qui ouvrait les esprits et donnait les mêmes chances à tous les enfants.



Il a un caractère aussi trempé que sa voix est basse, mais quelle présence sur scène ! Du duo Borisowitsch (aka Denis Ivanov au piano) & Jhang (Jean Bermes, chant), c'est Bermes (sur la photo lors des répétitions cette semaine) qui est la star hors scène (*Art Box...*). Et sur scène ? Pour leur nouveau spectacle *Nain porte quoi ?*, autoproduit par leur asbl Kopla Bunz, la metteuse en scène Ela Baumann veille au grain – et à l'équilibre. Comme de coutume, les deux comparses vont tenter de raconter une histoire loufoque à l'humour absurde qui les caractérise, et ce grâce à un choix de Lieder romantiques : Saint Saëns, Eric Satie, Mozart, Mussorsky, Brahms, Strauss, Schubert et même Dicks y défileront. Le spectacle, programmé par le Théâtre des Capucins, dans le cadre de son *Capucins libres*, y fêtera sa première mardi 19 juin, et sera ensuite repris en tournée. Ce soir, vendredi 15 juin à 18 heures, on pourra y assister à une répétition ouverte (*theatres.lu*). jh

Art contemporain



« Un travail prolifique »

Cette fois, c'est la bonne ! Marco Godinho (photo : sb) s'était présenté à plusieurs reprises déjà aux concours pour le pavillon luxembourgeois à Venise. En 2019, il sera à l'Arsenale : la semaine dernière, le jury composé de son fidèle défenseur, le directeur du Casino Luxembourg Kevin Muhlen (organisateur du pavillon), Emma Lavigne, directrice du Centre Pompidou-Metz (qui montra le travail de Godinho à la dernière biennale de Lyon, dont elle fut commissaire), Danielle Igniti des centres d'art de Dudelange, Suzanne Cotter du Mudam et Frank-Thorsten Moll de l'Ikob a retenu le « projet artistique ambitieux et inédit » de Marco Godinho, artiste dont les professionnels saluent également le « travail prolifique » et une « présence remarquée sur les scènes artistiques nationale et internationale ». Le Casino lui avait dédié une exposition monographique en 2013 et Kevin Muhlen est le commissaire de son soloshow *Un feu permanent à l'intérieur de nous*, qui ouvrira le 21 juin, à la Fonderie Darlig à Montréal. Marco Godinho, né en 1978, a une double identité luso-luxembourgeoise, sujet-charnière dans son travail artistique, qui porte sur la migration, l'altérité et le côté éphémère de notre passage sur terre. Il cherche la poésie à travers de petites choses, comme un tampon *Forever immigrant*, des lexiques sans images ou des drapeaux translucides (*marcogodinho.com*). jh

Scènes

Michel, Georges, Danielle & Anne...

...pour Clees, Urwald, Hennicot et Kaftan – si on connaît et apprécie le talent de chacun de ces quatre artistes (auteur, compositeur et interprètes), un projet commun doit forcément être une réussite. Invité par le Kasematten-theater, le quatuor propose *Parterrewohnung – Ein Auftragsmonodrama*, en collaboration avec le Centre national de littérature, mercredi prochain, 20 juin à 20 heures à Bonnevoie (*kasemattentheater.lu*). jh

Du Wort au blogging

Marie-Laure Rolland était cheffe de la rubrique culture au *Wort* avant de claquer la porte dans la foulée de la restructuration post-Siweck. Elle avait alors promis qu'elle n'arrêterait pas le journalisme culturel, mais qu'elle allait chercher une autre voie. C'est désormais chose faite avec deux activités parallèles : pour le site *Reporter.lu*, elle écrit de longs papiers sur la politique culturelle (Esch 2022, un portrait de Jo Kox, mister *Assises culturelles...*) et sur son propre blog, *laglaneuse.lu* (en référence au célèbre tableau de Millet), elle propose des critiques sur la danse contemporaine, mais aussi des portraits et des rencontres. Outre le fait qu'on y est en permanence agressé par des fenêtres *pop-up* publicitaires, c'est très bien fait, Marie-Laure est une vraie spécialiste faisant référence, mais on regrettera que la critique culturelle, pourtant essentielle pour faire avancer le schmilblick, déserte la presse généraliste pour s'établir dans des niches hyper-spécialisées. jh

Art contemporain

Italian Summer F&B

Désormais, un catalogue d'exposition ne sort plus le jour du vernissage, ni même durant, mais après la fin de l'exposition. Ainsi, alors que leur superbe exposition monographique *Theatre of disorder* au Casino Luxembourg s'est terminée début janvier, Martine Feipel & Jean Bechameil n'en présenteront le catalogue que mercredi prochain, 20 juin, chez Zidoun & Bossuyt au Grund, à l'occasion de leur vernissage dans la galerie. Seront exposés en parallèle Louis Granet et Brian Rochefort, le tout inauguré par une *Italian summer party*. jh



Nichée

Le catalogue de la grande exposition personnelle de Su-Mei Tse, *Nested*, qui s'est terminée début avril au Mudam et se tient actuellement au Aargauer Kunsthau, vient, lui, d'être présenté en Suisse. Le beau livre de 266 pages réunit des photos des œuvres de l'artiste et des textes des curateurs, ainsi qu'un long entretien. Il est publié en coédition des deux musées avec Sternberg Press de Berlin, qui a un réseau de diffusion pointu (en vente 30 euros au Mudam et chez Nosbaum-Reding). jh

Art contemporain



Sentir le monde

Nous vivons une drôle d'époque, où les gens passent le gros de leur temps assis devant un écran et perdent peu à peu le sens de la nature, à tel point que dans les grandes villes américaines, des gens payent désormais pour aller embrasser des arbres dans la forêt. Le phénomène n'épargne pas le monde de l'art, de plus en plus d'artistes redécouvrent les vertus de la marche à pied et du ralentissement qu'il implique – Stanley Brouwn en avait fait un acte conceptuel. Depuis que les frontières européennes sont (théoriquement) abolies, marcher en direction ou le long des frontières est encore plus prisé : Claudia Passeri avait pris la direction de Schengen, le duo Brognon-Rollin a cartographié les frontières d'îles ayant servi à l'enfermement et le Français Guillaume Barborini montrait aux Rotondes des cartes réalisées lors de ses marches à pied. En ce moment, la performeuse luxembourgeoise Clio Van Aerde, spécialisée dans la recherche sur la perception du temps et de l'espace via le corps, fait un tour du Luxembourg à pied. Sur le site *online.cliovanaerde.com*, on peut suivre son avancement au jour le jour. Elle compte mettre un mois pour revenir à Schengen. En 1997, le cinéaste Paul Kieffer avait fait la même chose, faisant marcher Jang Kayser *Laanscht d'Grenz* et en tirant un documentaire touchant (Samsa). jh

Politique

Non, non, la Gnal « n'est pas un projet électoral »

Il aura fallu quatre hauts fonctionnaires, deux policiers pour assurer sa sécurité et trente minutes top chrono à Xavier Bettel (DP), Premier ministre et ministre de la Culture, pour présenter le concept de la future Galerie nationale d'art luxembourgeois (Gnal) hier, jeudi, au ministère de la Culture (photo : TPC). Il est vrai que la plupart des choses étaient déjà connues (voir *d'Land* 20/18) : la galerie réservée aux artistes « ayant un lien avec le Luxembourg » (nationalité ou résidence) sera installée dans l'ancien Collège des Jésuites (XVII^e), occupé actuellement par la Bibliothèque nationale. Les travaux d'aménagement de la galerie de mille mètres carrés, d'un centre de documentation et de logements pour jeunes professionnels coûteront quelque 36 millions d'euros, commenceront dans deux ans et en prendront trois. La structure sera exploitée par une administration dépendant du Musée national d'histoire et d'art, comme le Musée Dräi Eechelen, un conservateur en chef sera prochainement recruté afin d'accompagner le chantier et mettre en place un programme. Avec une masse salariale prévue pour dix à douze collaborateurs, selon Xavier Bettel (sans toutefois la chiffrer), le centre pourrait fonctionner correctement.

La Gnal sera complémentaire aux musées et espaces d'exposition existants et ne va pas constituer de collection propre, mais pourra avoir recours aux collections des musées pour monter des expositions. Elle devrait exposer des œuvres datant de l'après-guerre (l'année 1945 est explicitement citée dans le document) à aujourd'hui. Le centre de documentation aura comme mission de constituer une archive compréhensive sur l'art au Luxembourg, « de ses débuts jusqu'à aujourd'hui », la publication d'un *Künstlerlexikon* (à l'image de l'*Autorenlexikon* du Centre national de littérature) étant le premier grand projet concret annoncé. La Gnal « n'est pas un projet électoral » a promis le ministre Bettel jeudi, et qu'il n'allait pas s'immiscer dans les choix artistiques, ni ici, ni ailleurs. jh



Musique live

Rock’n’roll queen

Cela faisait plus de trois ans qu'on attendait son retour au Luxembourg, après une prestation remarquée lors du *Sonic Visions* 2014. La nouvelle reine du rock s'est faite désirer et a réussi dans ce laps de temps à fédérer un public acquis à sa cause. On se demande d'ailleurs comment il pourrait en être autrement, tellement elle navigue deux crans au-dessus de tout le monde aujourd'hui. À l'heure où le rock n'a jamais été aussi mal en point, c'est peut-être cette Australienne espiègle qui détient les clés pour le sauver.

L'Atelier est moite en ce weekend pluvieux. La sono passe du PJ Harvey. Il y a beaucoup de mecs dans le public. Courtney Barnett débarque, entourée de trois musiciens, et entame les paroles de *Hopefulness*, morceau lancinant ouvrant son tout nouveau tout chaud album *Tell me how you really feel*. « Take your broken heart / Turn it into art », clame-t-elle, alors que tout le premier rang la filme. Au bout de trois minutes, la mélodie répétitive se transforme en riff dévastateur rappelant le meilleur des années 90. Le concert est lancé.

Courtney Barnett est le nouveau fer de lance d'un rock décomplexé biberonné à Weezer, Lemonheads ou encore Cat Power. Elle ressuscite les démons de Sleater-Kinney ou L7 à coups de guitare électrique jouée en secouant la tête et en tournant sur soi-même. Ses mélodies sont pop et acidulées. Les textes expriment tour à tour les angoisses ou la rage. La vulnérabilité est omniprésente. L'équilibre lourd/léger de ses chansons fougueuses et débraillées est le fruit d'une maîtrise technique et émotionnelle digne de Ty Segall, autre héraut d'un rock anglo-saxon renouvelé. Et Courtney a une élégance folle qui va bien au-delà du copier-coller à étiquette « indie rock nineties ».



Courtney a une élégance folle qui va bien au-delà du copier-coller à étiquette « indie rock nineties ».

L'Australienne Courtney Barnett est le nouveau fer de lance d'un rock décomplexé. Elle a enflammé Den Atelier

Sur scène, elle ne s'est pas trop posée de question pour définir sa *setlist* : elle égrène un par un et dans l'ordre tous les morceaux de son dernier album. Pas méga-original ni très excitant, mais efficace.

Dix morceaux en une quarantaine de minutes, avant de plonger dans sa discographie et en ressortir enfin les perles attendues afin d'emballer un public s'étant un peu assoupi. Et là ce fut l'explosion : *Avant gardener*, *Small poppies*, *Elevator Operator*, autant de morceaux auxquels tout humain normalement constitué ne peut résister, et une preuve instantanée que Courtney a déjà marqué cette décennie musicale de son empreinte. Après le touchant Depreston, une chanson traitant de la transformation du banal en quelque chose d'extraordinaire, un bref rappel envoya tout le monde se coucher sur un dévastateur *Pedestrian at best* et ses paroles surréalistes (« Give me all your money, and I'll make some origami, honey »). Puissant, intense, classe. Sébastien Cuvelier

Fundamental Monodrama Festival

La Belgique, c'est fantastique !

josée hansen

Benjamin Verdonck entre en scène, ce mardi soir à la Bananefabrik, une énorme maquette blanche d'une maison entre les mains et il commence à raconter cette légende urbaine sur Nietzsche et un cheval, qui se serait passée en 1889 à Turin. L'épisode communément rapporté comme le début de la folie de Nietzsche s'avère faux, il serait extrait de *Crime et châtiment* de Fiodor Dostoïevski, que Nietzsche admirait. Après avoir embrassé un cheval dans la rue, raconte Verdonck, Nietzsche serait monté dans sa chambre et se serait enfermé pendant deux jours sans plus parler – à l'exception de dire à sa mère « je suis stupide ». « About the horse, we know nothing » ajoute, laconique, Verdonck, racontant ensuite l'histoire de l'encombrante maquette. Puis il s'engouffre dans le noir pour manipuler les ficelles et les lumières de son énorme boîte à merveilles, encore plus grande que celle qu'il avait pour *Notallwhowanderarelost*, vu au même endroit en 2016, et il nous emmène dans son univers poétique et déroutant.

Benjamin Verdonck et Sam Louwyck mêlent récit autobiographique et éléments poétiques lors des deux soirées consacrées au théâtre flamand

Il y est question d'un pingouin qui entre dans une bibliothèque et demande un sandwich à la salade de crabe – mais les pingouins parlent-ils ? *Song for Gigi* est un spectacle écrit pour la plus jeune de ses filles et fut, comme toujours, produit par le Toneelhuis à Anvers. Verdonck y mêle les grandes questions existentielles aux petites observations du quotidien et montre l'interrelation entre les deux. Mais le performeur lui-même se fait de plus en plus discret, devenant un manipulateur de sa grande construction architecturale, avec laquelle il crée des univers entiers, en ouvrant ou en fermant un volet, en allumant une lumière de couleur ou en faisant pleuvoir de petits bouts de papier argenté, comme des étincelles. Il crée ainsi une véritable « élégie visuelle » comme le définit le texte de présentation : avec quelques planches de bois et autant de ficelles, il nous donne une leçon d'architecture – comment naît l'espace ? quel est donc l'effet de la profondeur de champ ? que fait la lumière ? – et une très belle leçon de vie. Qui vaut mille fois d'être vécue, si elle est peuplée de moments de beauté et d'émerveillement comme celui-ci.

Cette fois, Benjamin Verdonck n'est pas seul, mais accompagné de deux musiciens hors pair : Tomas de Smet à la guitare et Bram Devens, magicien d'un instrument africain à trois cordes nommé guembri. Amplifiés, montés en loop, leurs sons accompagnent la concentration de nos regards, fixés sur les mouvements des espaces dans la boîte magique et le finale majestueux avec la chanson d'amour décalée interprétée par Verdonck, *Puisque la terre est ronde, mon amour, ne t'en fais pas*.

Le lendemain, mercredi, le spectacle s'appelle *After midnight*. Danny Bossaer joue déjà de sa guitare, à l'arrière de la scène lorsque le public entre. Sam Louwyck, acteur (*Le maraviglie* d'Alice Rohrwacher, *Belgica* de Felix van Groenningen, il vient de tourner *Jumbo* de Zoé Wittock au Luxembourg), danseur (chez Alain Platel et Les ballets C de la B e.a.) et chanteur, est allongé dans un sac de couchage. Il commence à nous raconter (en nous tutoyant, comme le font les Belges) sa tristesse au réveil, due à un cauchemar, et cette journée bizarre



Benjamin Verdonck, sa boîte à merveilles et ses musiciens Tomas De Smet et Bram Devens

Films made in Luxembourg

For the greater good

Peter Feist

In der Villa der kanadischen Umweltministerin (dargestellt von Désirée Nosbuch) gibt es einen „Panic Room“ mit Fluchttunnel nach draußen. Ausgerechnet auf diesem Weg dringen maskierte Scherwbewaffnete ins Haus ein, als die Ministerin mit einem Öl-Milliardär, einem Mineralwasser-Milliardär und der Chefin einer dubiosen chinesischen Sicherheitsfirma zusammensitzt. Die vier werden von den Eindringlingen entführt und finden sich in einer Zelle wieder. An den Wänden hängen Flachbildschirme, von denen eine künstliche Figur verkündet, gleich werde den Gefangenen für ihre Schandtaten der Prozess gemacht und eine globale Internet-Gemeinschaft über ihre Schuld urteilen.

Pol Cruchten's neuer Spielfilm *Justice Dot Net*, koproduziert von der Luxemburger Iris Group mit Partnern in Kanada und Irland, beginnt wie ein effizient gedrehter Thriller und geht noch eine Weile so weiter: Die Polizei von Montreal sucht nach den Entführten und nach dem Ursprung des quer über den Planeten gerouteten Internet-Streams, derweil die Gefangenen in ihrer Zelle mit ohrenbetäubender Rockmusik und Reizgas gequält werden, damit sie ihre Schuld bekennen. Weil das ziemlich brutal in Szene gesetzt ist, mag der Zuschauer das Auftauchen einer US-Söldnertruppe begrüßen, die schneller und besser sein will als die kanadische Polizei, was die Spannung steigert.

Doch wie oft will Pol Cruchten auch mit *Justice Dot Net* eine Botschaft verbreiten oder zumindest an den Verhältnissen rütteln. Die vier Gefangenen haben offenbar nicht nur Dreck am Stecken, sondern im wahrsten Sinne des Wortes Dreck über die Welt gebracht, sind Schuld an verschmutzten Böden und Gewässern in Kanada und an der Kommodifizierung von Trinkwasser in armen Ländern Asiens und Lateinamerikas. Vielleicht sind die vier Entführer mit Jake De Long (Martin McCann) an der Spitze als Aufklärer ja nötig, und dem Internet sei Dank hat ihr Schauprozess globale Reichweite?

Es ist eine moralische Unbestimmtheit, die *Justice Dot Net* vom Thriller nach dem Gut-Böse-Schema wegführt, hin zu einem Reflexionsversuch über die Dinge, wie sie vermutlich sind: Wer Kapital besitzt, will mehr davon, findet irgendwie immer einen Minister oder, wie hier, eine Ministerin, die ihm Vorteile verschafft, unterhält mitunter beste Kontakte zu besonders Mächtigen in den USA und wieso nicht sogar eine private Söldnertruppe. Die vier Entführer wiederum sind nicht nur sendungsbewusst, sondern auch von nicht gerade zu vielen Skrupeln geplagt, und anscheinend ist zumindest ihr Anführer, den man zu Beginn auf einem Motorrad im Luxemburger Stadtgrund vor der Polizei fliehen sah, in seiner Mission weltweit unterwegs. So dass sich die Frage stellt, was in der vernetzten Welt Bilder bedeuten, die mit vorgeblich guter Absicht ins Netz gestellt werden.

Allerdings fehlt es der Reflexion an Raffinesse. Cruchten lässt es sich nicht nehmen zu zeigen, wem seine Sympathien gehören: Überwiegend ist der Film aus reportagehafter Distanz aufgenommen. Wenig nahe kommt der Zuschauer dadurch den vier Entführten, die überdies ziemliche Karikaturen sind und entweder alte Knacker (die zwei Milliardäre), hysterisch (die Ministerin) oder notorisch undurchdringlich (die chinesische Sicherheits-CEO). Die Entführer dagegen sind nicht nur viel jünger, sondern obendrein sexy; die vielen *Close-ups*, die Cruchten ihnen gönnt, unterstreichen das noch. Auch wissen sie was sie tun, streiten manchmal darüber, aber in den Bilderfluss montierte Aufnahmen von verdreckten Gewässern, Plastikabfällen im Meer und ölverschmierten Vögeln suggerieren, dass ihre Sache eine gerechte sein muss.

Um ein Haar hätte das *Justice Dot Net* zum Leitartikel für Öko-Whistleblower werden lassen. Zum Glück rettet Cruchten am Ende die Show und wirft die sehr grundsätzliche Frage auf, was das Gezeigte über den demokratischen Rechtsstaat aussagt und welche Perspektiven ihm bleiben, wenn die ermittelnde Polizistin mit dem Statement konfrontiert wird: „Sometimes you have to take matters into your own hands, for the greater good!“ Aufgerieben zwischen einerseits ihrem Job, die Wahrheit zu finden, andererseits Beeinflussungen von oben, das besser nicht zu tun, ist Deputy Commissioner Hélène Langelier (Pascal Bussières) die mit Abstand interessanteste Figur in dieser Geschichte.



Söldner und Polizei beim gemeinsamen Zugriffsversuch. Deputy Commissioner Hélène Langelier (zweite von rechts) ist die interessanteste Figur des Films

lors de laquelle il est sorti en short et t-shirt, avec des pantoufles volées dans un hôtel, en « mission » : celle de marcher, droit, vers un but indéfini. La réconciliation avec les forces de la nature peut-être ? Où on croise babouins et serpents, Natascha et la montagne de la table en Afrique du Sud. Bossaer, incroyable guitariste, accompagne le récit en partie écrit, en partie improvisé, avec de longues mélodies rappelant le travail de Neil Young pour *Dead Man* de Jim Jarmusch. Et Louwyck nous parle de manière judicieuse et délicate de la solitude, de la tristesse dont nous enveloppe la nature pour nous protéger, des bobos de l'âge et des cicatrices laissées par la vie. Louwyck raconte les bisous dans l'oreille qui font « paff » et engendrent un long *white noise*, explique pourquoi il a mal au bassin et aux pieds, et que la calvitie galopante est, chez l'homme, une plus

grande détresse qu'il n'osent jamais l'avouer. Il parle et soudain, il danse, comme si son corps faisait des siennes, devenait indépendant, et c'est incroyablement déchirant, comme si la fin s'annonçait.

Verdonck et Louwyck étaient les invités de la mini-série *Marvelous things happening... in Flanders* dans le cadre du Fundamental Monodrama Festival 2018 et on en redemande. Le théâtre flamand est vraiment un des plus intéressants d'Europe en ce moment. Ces deux spectacles intimistes, qui transgressent les genres et les disciplines pour parler de l'absurdité de l'existence, le prouvent une nouvelle fois.

Le Fundamental Monodrama Festival dure encore jusqu'à dimanche 17 juin, avec notamment cinq spectacles lors de la soirée *Monolabo* samedi 16 juin ; programmation : fundamental.lu.

Théâtre

Illustre amuseur

Fabien Rodrigues

Jacques Offenbach : amuseur public ou compositeur lyrique de génie ? Probablement un habile mélange des deux, pour le plus grand bonheur du Second Empire festif... C'est ce que tente de mettre en évidence le Théâtre ouvert Luxembourg (Tol) avec sa dernière création (écrite par Florent Toniello) : *Offenbach, La petite fabrique des notes*, avec humour, légèreté et un brin d'éducation plus que bienvenu pour un public qui ne boude pas son plaisir...

Paris, en plein cœur du XIX^e siècle : Jacques Offenbach, de son vrai nom Jacob, compositeur en vue, s'impose comme un des maîtres de l'opéra-bouffe, notamment grâce à *Orphée aux enfers*, *Barbe bleue*, *La vie parisienne* ou encore à *La belle Hélène*, encore représentés à travers le monde chaque année aujourd'hui. Avec *Le roi carotte*, celui qu'on aurait alors appelé le « Mozart des Champs Élysées » adjoint même l'épithète féérique, plutôt confidentiel, à l'opéra-bouffe qui l'est beaucoup moins. Mais que reste-t-il d'Offenbach dans la culture populaire contemporaine, si ce n'est son galop infernal d'Orphée, à tout jamais associé au *french cancan* ?

Pour faire découvrir l'œuvre et le personnage, Isabelle Bonillo met en scène une fable amusante et enlevée, qui place le compositeur sur un paquebot, de retour d'une tournée triomphale aux États-Unis, mais malheureusement touché à vif par le syndrome de la page blanche... Impossible d'écrire une seule ligne de notes pour la valse qui doit accompagner son retour en fanfare à Paris ! Qu'à cela ne tienne, une mystérieuse muse, synthèse – ou plutôt kaléidoscope – de ses plus grandes héroïnes va tout mettre en œuvre, par la parole mais surtout par la musique, pour apporter un nouveau souffle à l'inspiration du maître. Ce dernier est incarné savamment par un Jean Hilger en grande forme, coquet et cocasse, habile au piano autant qu'il semble ingénu à la ville et qui se laisse aller sans grande interrogation aux excentricités de sa partenaire éphémère...

Le spectacle *Offenbach...* au Tol : Quelle belle façon de clôturer une saison intense avec une frivolité assumée et un peu du burlesque rafraîchissant !

Cinémasteak

La vie est un songe

Les références d'un cinéaste sont souvent instructives. Dans le panthéon de Paul Verhoeven, les films hollywoodiens, jadis interdits sous l'occupation allemande de la Hollande, côtoient ceux de la Nouvelle Vague française. Si la réalisation de son deuxième long-métrage (*Turkish delight*, 1973) subissait l'influence d'*À bout de souffle* (1959), son film le plus célèbre à ce jour, *Basic instinct* (1992), est truffé d'allusions à l'incontournable *Vertigo* (1958). Entre Alfred Hitchcock et Jean-Luc Godard, Verhoeven s'est frayé une voie conciliant les exigences artistiques avec le plaisir du spectacle cinématographique.

Né à Amsterdam en 1936, Verhoeven songeait tout d'abord à entamer une carrière de peintre. Il apprendra finalement le métier en réalisant des documentaires de propagande pour le département audiovisuel de la Marine hollandaise. De retour dans le civil, Verhoeven tourne une série TV (*Floris*, 1969) et de nombreux films avec son compatriote, l'excellent acteur Rutger Hauer. Il faut cependant attendre la réalisation de *Soldier of Orange* (1977) pour que les deux hommes accèdent ensemble à une renommée internationale. Toujours à l'affût de nouveaux talents, Steven Spielberg invite le réalisateur néerlandais à travailler à Hollywood. Débute alors une nouvelle aventure où les succès se multiplient à la fin des années 1980 – la « trilogie » gagnante formée par *Robocop* (1987), *Total recall* (1990) et *Basic instinct* (1992). Agent double (*Total recall*) ou amante trouble (*Basic instinct*), on y découvre Sharon Stone en parfaite incarnation de la femme fatale. Le jeu de l'actrice synthétise à merveille l'art de Verhoeven, maître de l'ambiguïté. La dualité de la blonde et de la brune, la porosité du rêve, du fantasme et des souvenirs, et l'intrigue mêlant érotisme et violence, sont autant de procédés repris au cinéma de Hitchcock. Pourtant, moins de dix années après le triomphe *Robocop*, ces mêmes ingrédients seront décriés par la critique, jusqu'à faire de Verhoeven le petit démon d'Hollywood. Alors que *Showgirls* (1995) perpétuait l'état d'esprit de *Basic instinct*, le film est injustement dénoncé aux États-Unis. Il en sera de même pour *Starship troopers* (1997), et cela contre l'avis des spectateurs, qui en avaient saisi le second degré. Car la violence, chez Verhoeven, n'est jamais gratuite : elle est, comme dans *Robocop* déjà, investie d'une fonction critique à l'égard de la société américaine.

La programmation de la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg offre une comparaison opportune entre *Taxi driver* (1976) et *Total recall*. Au traitement ironique de la violence dans ce film répond la fascination réaliste de Martin Scorsese ou d'Abel Ferrara (*Bad lieutenant*, 1992), tous deux héritiers décadents de Pier Paolo Pasolini (*Accattone*, 1961). Loïc Millot

Taxi driver (vostf) est projeté ce soir, vendredi 15 juin à 20h30, *Total recall* (vostf) demain, samedi 16 juin à 21h30. Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, place du Théâtre.



Jean Hilger et Colette Kieffer

Dans le rôle coloré de l'inspiratrice, on retrouve Colette Kieffer bien loin des personnages sombres et complexes dans lesquels le public luxembourgeois a l'habitude de la voir habituellement, et c'est tant mieux. Quelle belle façon de clôturer une saison intense avec une frivolité assumée et un peu du burlesque rafraîchissant ! Toujours aussi prompt à se grimer, elle incarne tout à tour les illustres femmes qui ont fait le succès du compositeur d'origine allemande : la Grand Duchesse de Gerolstein tout d'abord, aussi altière qu'inconstante en amour, puis la « Belle Hélène » de Troie, dont le charme amènera la guerre et l'infortune, ou encore la patiente Geneviève de Brabant... Mais s'il est une héroïne d'Offenbach que Colette Kieffer sublime sur la scène du Tol, c'est bien Eurydice, convoitée par les hommes et les dieux et que le texte présente joyeusement comme une épouse lassée au dernier degré d'un mari – Orphée – lourd et possessif et semble pouvoir enfin mener sa vie de femme indépendante aux enfers !

Sur le pont illuminé du paquebot qui sert de décor très cabaret à *La petite fabrique des notes*, les deux personnages se livreront aussi à quelques références au Luxem-



bourg d'aujourd'hui, notamment par le truchement de la Grande Duchesse, invitée fortuite de cette réalisation. « Nation branding », « Let's make it happen » ou évocations humoristiques de la politique du pays, si ces allusions n'apportent pas vraiment d'eau au moulin de cette réalisation, elles ont au moins le mérite de replacer Offenbach dans un contexte actuel, lui dont sera fêté l'année prochaine le bicentenaire de la naissance. Ce caractère présent, on le retrouve également dans cette panne d'inspiration dont les deux personnages pensent qu'elle sera difficilement pardonnée. Ainsi, sous les traits de l'épouse Herminie Offenbach d'Alcain, Colette Kieffer déclare : « On attend toujours le meilleur des amuseurs publics, et tout de suite », un avis encore bien pertinent aujourd'hui... Un dernier galop pour la galerie... Rideau.

Offenbach, La petite fabrique des notes ; auteur : Florent Toniello ; mise en scène : Isabelle Bonillo ; scénographie et costumes : Jeanny Kratochwil ; avec Colette Kieffer et Jean Hilger, sera encore joué au Tol, route de Thionville à Luxembourg, les 15, 20, 21, 27, 28, 29 et 30 juin à 20h30 ; informations : www.tol.lu.

Musique live

Ivresse féline

Kévin Kroczeł

En février 2017 est paru, sur le label californien Brainfeeder, le troisième album studio de Stephen Bruner alias Thundercat. Sur la pochette, un visage en gros plan, celui de l'artiste, immergé jusqu'à hauteur du nez. Ses yeux sont grands ouverts et injectés de sang. Leau qui ondule reflète un environnement verdoyant et un ciel orangé style *golden hour*. Le titre du disque, *Drunk*. 23 courts morceaux mixant pop, jazz fusion, musique électronique et R&B. Le tout est produit par Flying Lotus. Kendrick Lamar et Pharrell Williams comptent parmi les quelques *featurings* de l'opus. Coloré, le projet est cohérent car bâti autour d'un instrument charnière, une guitare basse à six cordes, ultra présente et virtuose à tout instant. Thundercat s'y avère être un bassiste prodigue et un chanteur talentueux. Il était récemment de passage au Grand-Duché, le temps d'une date à la Rockhal, pour le plus grand plaisir de sa *fanbase* luxembourgeoise.

Mercredi 6 juin, en début de soirée, alors que le temps est encore clément, les terrasses de Belval sont quasiment vides. Preuve encore que la nouvelle ville, proclamée « pôle jeune » du sud du pays, ne bénéficie décidément pas de l'affluence qu'elle mérite, du moins en milieu de semaine. Avenue du Rock'n'Roll, devant la Rockhal des groupes se forment. Lowic vient d'effectuer un DJ set en guise de première partie. Les spectateurs sortent donc prendre l'air le temps de l'entracte. Beaucoup d'anglophones. On reconnaît aussi ici et là quelques musiciens autochtones venus découvrir en *live* leur homologue américain, qui a probablement accouché d'un disque qui fera date.

Le concert est prévu dans le Club, la petite salle, où l'espace est rempli ce soir-là aux deux tiers, peut-être un peu moins. Thundercat arrive enfin. Teinture rose et *dreadlocks* sous une casquette bleue. Short de boxe et T-shirt floqué de son logo.



Thundercat à la Rockhal

Thundercat s'avère être un bassiste prodigue et un chanteur talentueux. Il vient de passer à la Rockhal

Entre ses mains, un magnifique Ibanez. Deux musiciens fidèles l'accompagnent. Dennis Hamm aux claviers et Justin Brown à la batterie. Le show démarre en trombe. Les trois acolytes enchaînent les titres de *Drunk* et provoquent ainsi une ivresse collective en entamant *A fan's mail* (*Tron song suite II*), un hymne aux chats domestiques *funky* et tristement beau. Le titre, très court à l'origine, dépasse le quart d'heure grâce aux solos dantesques que les artistes se permettent de tisser.

Les influences de Thundercat sont variées. Il y a du Outkast, du Frank Zappa et du Chassol dans ses chansons. Sur scène, sa voix et douce et identique en tout point à celle qu'on entend sur ses enregistrements. Aucune retouche vocale. Son nom de scène est directement inspiré d'un dessin animé des années 80. Il communique d'ailleurs avec le public son amour pour la pop culture nipponne et les jeux-vidéos avant d'interpréter *Tokyo*. Moins d'une heure après le début du spectacle, les acolytes quittent la scène avant de revenir pour un court rappel. Un quasi sans-faute pour Thundercat, Dennis Hamm et Justin Brown. Un seul bémol peut-être, la durée trop brève du concert, mais comme dirait l'autre, c'est l'intensité qui compte.

Musique live

Disco-punk, mais pas trop

Sébastien Cuvelier

Il est 22h50 en ce samedi 9 juin 2018. James Murphy se tient debout à l'extrémité de la scène érigée annuellement par l'Atelier dans la cour de l'Abbaye de Neumünster. Il s'adresse à une foule compacte affublée de ponchos transparents, du genre qu'on ne voit qu'en festival ou sur un chemin de randonnée montagnarde. Une foule qui vient de se prendre une bonne heure de pluie sans broncher, trop heureuse qu'elle était de revoir l'enfant prodige new yorkais enfiler les bombes disco-punk comme d'autres avalent des bières dans les bars de la ville en ce samedi soir. Vingt-deux heures cinquante donc, et James Murphy, leader, penseur et homme à tout faire de LCD Soundsystem, l'un des groupes les plus importants du siècle, attendu comme le messie sur les scènes du monde entier, annonce avec dépit que le prochain morceau sera le dernier du concert, la faute à un couvre-feu strict décrété par la ville. On croit rêver. Un samedi soir, à l'heure où la péninsule ibérique n'est pas encore au dessert, au moment où la rue du Marché-aux-Herbes se remplit de *yuppies* commandant spritz et autres cocktails tout en jacquetant sans retenue sur fond de pénibles mélodies *mainstream* télescopées. On a du mal à croire que LCD Soundsystem doive nous priver de trois morceaux afin de satisfaire un règlement communal puisant probablement sa raison dans la tranquillité du voisinage. Il reste du travail à accomplir avant de faire de Luxembourg une véritable capitale culturelle.

Le groupe devait initialement se produire à 21 heures, mais les trombes d'eau qui se sont abattues durant deux bonnes heures sur le Grund et au-delà ont fait circuler les rumeurs d'annulation, accentuées par le fait que le public était parqué dans la verrière de Neumünster jusque 20h45 (l'ouverture des portes était prévue à 19 heures). C'était sans doute un fameux défi pour l'équipe technique d'assurer le concert dans ces conditions, et un soulagement pour tous d'avoir échappé au forfait général. Mais la demi-heure de retard avec laquelle le concert débute ne put être



James Murphy au Neimünster

rattrapée, et on ne sait pas très bien contre qui retourner notre frustration : la ville et son règlement rigide, l'Atelier trop timoré pour l'outrepasser ou James Murphy beaucoup moins punk que dans sa jeunesse. Une issue un poil décevante pour un concert dont l'intensité a réjoui toute une génération de musico-romantiques.

Le set commença en trombe avec *You wanted a hit* et son rythme entêtant donnant le ton pour un concert où, pluie ou pas, retard ou pas, il fallait être diablement rabat-joie pour ne pas danser. « You wanted a hit / But maybe we don't do hits / I try and try / It ends up feeling kind of wrong » déclame James Murphy, comme pour mettre les pendules à l'heure dès le départ. Après quasi dix minutes, sans interruption, la mélodie synthétique de *Tribulations* résonne et ramène tout le monde en 2005. Des souvenirs embrumés de soirées remontent à la surface tandis que Nancy

Whang, claviériste en chef (et membre de The Juan MacLean), s'affaire à faire danser tout le monde au son *vintage* de son synthé. Les gouttes sur les joues ne sont pas dues à la pluie, ce sont des larmes de joie, qu'on n'attendait pas forcément en 2018. En quinze minutes de concert, tous les tracas sont oubliés et on ne sait plus trop en quelle année on est. James Murphy est devant nous et Luxembourg est le centre du monde.

Le reste de la soirée fut du même acabit. *I can change, get Innocuous!, Movement, Someone great, Dance yrself clean*, autant de *non-hits* dans l'acceptation du groupe, des brûlots incendiant un parvis dont l'unique désir pour réussir sa soirée serait de pouvoir obtenir une bière bien fraîche, une gageure à la vue des dizaines de mètres de files. Il y avait clairement un souci d'organisation à ce niveau-là, et ce n'est pas très pro de l'Atelier de s'en dédouaner de manière aussi

En quinze minutes de concert, tous les tracas sont oubliés et on ne sait plus trop en quelle année on est. James Murphy est devant nous et Luxembourg est le centre du monde

maladroite (« gedrenks net vum atelier » sur le commentaire Facebook d'un spectateur mécontent). Mais bon on sait que le spectateur luxembourgeois est facilement râleur, et franchement on s'en fiche un peu du bar, un peu moins du son (assez moyen, on mettra cela sur compte de la météo) et du prix du ticket (59 euros + frais en prévente quand même, en gros le prix de toute la discographie du groupe). La machine à danser de Brooklyn a mis tout le monde d'accord tout le long de 90 minutes d'un feu d'artifice de beats, riffs, nappes, descentes et montées culminant lors des ultimes moments du jouissif *All my friends* et son final orgasmique. « We know we're gonna be up late / But if you're worried about the weather / Then you picked the wrong place to stay » s'exclame James Murphy, comme pour résumer la soirée. Sauf qu'on ne restera pas debout si tard, il n'est que 22h58. Ouf, Luxembourg peut s'endormir paisiblement.

Cinéma

Tous les garçons et les filles de son âge

Elle aime ses amis, surtout Daniel (Isak Lie Harr), les sorties de cours, les soirées où elle danse, fume et boit. Comme n'importe quelle adolescente, Nisha (Maria Mozhdah) semble avoir une vie sociale dense. Pourtant, dans cette petite banlieue norvégienne, la vie du dehors ne ressemble pas à celle de sa famille pakistanaise, portée sur la tradition et la communauté. Si Mirza, son père (Adil Hussain), la couve d'un œil attendri, sa mère (Ekavali Khanna) a toujours à l'esprit ce que les autres pourraient penser et dire. Alors quand elle est surprise par son père (Adil Hussain), en train de flirter avec Daniel dans sa chambre, son monde explose. Alors que les services sociaux s'intéressent à cette famille sans histoires, Mirza a un autre plan. Un soir, sous couvert d'une réconciliation, Nisha est emmenée en voiture. Puis ça sera le bateau, l'avion, le bus... La jeune fille est désormais assignée à résidence chez sa tante, dans une maison à plus de 300 kilomètres d'Islamabad. Loin de l'occident, elle doit apprendre les bonnes manières pakistanaïses. Meurtre, rêvant d'ailleurs, Nisha se fane mais ne peut plus se rebeller. Quelques mois plus tard, pourtant, éduquée et apaisée, l'adolescente entame une relation romantique avec son cousin, Amir (Rohit Safar). Vite contrariée, l'histoire d'amour va, à nouveau, être l'enjeu de la réputation de la famille et cette fois, mettre la vie de Nisha en danger.

Chez Iram Haq, grandir entre deux cultures apparaît comme un tiraillement permanent entre les traditions



Maria Mozhdah en Nisha

Le second-long métrage d'Iram Haq, *Hva vil folk si* (*What will people say*) est une œuvre autobiographique, où la réalisatrice, elle-même Norvégienne d'origine pakistanaise, revient sur la relation houleuse qu'elle a entretenue, des années durant, avec ses parents. Grandir entre deux cultures n'apparaît pas ici comme une richesse, mais comme un tiraillement permanent, où il n'est pas tant question de religion que de tradition, cristallisée par le corps de l'adolescente. Objet social, il ne lui appartient pas, se couvre et se découvre dans un ballet intérieur/extérieur qui fait de la première partie du film une réussite, tout en subtilité. La figure paternelle semble aimante, intégrée, quand la mère, déjà, se préoccupe de ce que vont dire les autres. Pour souligner ces heures où tout bascule, après la tempête, la réalisatrice convoque le silence, la froideur, dans une mise en scène quasi immersive. Loin de la froide Norvège, Iram Haq joue avec la lumière, lors des rares moments de liberté de Nisha, sur le toit de la maison. C'est entre cet espace de chaleur, entre terre et cieux, que la jeune femme provoque l'émotion, où elle survit et se réconcilie avec tout son être.

Le voyage intérieur que propose la cinéaste est sincère, vivace. Les personnages entourant son double cinématographique, en revanche, alimentent une vision manichéenne qui ne supporte pas la nuance : les parents, la tante, les voisins de la communauté en Norvège, tous tiennent le rôle de l'opposition, de l'obscurantisme déshumanisé. La figure du père porte bien quelques contradictions, sans que le film ne permette à Nisha de les confronter, seulement d'y échapper. Il y a dans cette histoire de la crainte du regard des autres un réel point de vue de cinéaste, une urgence de crier les dommages et à donner toute sa force au personnage, mais cette même colère plie parfois sous le poids d'une certaine bien-pensance occidentale. Marylène Andrin-Grotz

Art contemporain

Une décennie d'engagement

Lucien Kayser

Cela fait donc dix ans que la galerie, Ceysson au départ, Ceysson & Bénétière après, est établie à Luxembourg, qui est ainsi venu prendre la suite d'autres lieux, Paris, Saint-Étienne, Genève, se positionnant même face à New York. Pour Bernard Ceysson, le séjour grand-ducal est bien plus long ; il faut remonter plus loin, à la préfiguration d'un musée d'art moderne, où il avait été fait appel au Stéphanois, pour son expérience acquise dans sa ville natale, voire au musée national au Centre Pompidou à Paris.

Après les tribulations du Kirchberg, l'installation dans la vieille ville, la galerie ouverte dans une maison rénovée au Marché-aux-Poissons, ont dû s'avérer plus calmes ; l'aventure personnelle non moins passionnante, et l'élan conduisit très vite, la génération plus jeune aidant, au départ pour le Wandhaff, avec des espaces d'une tout autre ampleur, des étendues proprement muséales, et l'endroit idoine à

des expositions d'envergure. Et aujourd'hui, de quoi y célébrer, avec une bonne trentaine d'artistes, l'accomplissement d'une décennie d'engagement électrique, rien qu'une étape, cependant.

Malgré l'aspect hétéroclite, inévitable, de pareille exposition, un avantage peut-être aussi, il est donné au visiteur bon nombre de points de vue sur l'art qui se fait actuellement, peintures, sculptures, et la grande majorité des œuvres sont toutes récentes, datant de guère plus de deux ans. Le lieu, faut-il le répéter, permet un accrochage, une disposition des plus aérées, de sorte que s'il peut y avoir rencontre, voire dialogue, il n'est pas interdit non plus au regard d'isoler telle partie, de s'attarder à tel artiste. Et puis, sans doute une part importante, l'exposition est comme le dépliement d'un programme, des orientations, certes larges, sans la moindre volonté dogmatique, s'y manifestent.

Ainsi, ils sont tous présents, exemple de fidélité, les Viallat, Cane, Dolla, Saytour, compagnons de route de Bernard Ceysson, il leur a consacré déjà des expositions personnelles. Elles sont là, les imposantes bâches militaires de Claude Viallat, jusqu'à cinq mètres de largeur, avec leur alignement de la forme archétypale de l'artiste. Et en contrepartie, si l'on ose dire, les toiles découpées de Patrick Saytour. Ou de format plus réduit, les peintures sur contreplaqué de Pierre Buraglio, comme des parties de peinture arrachées à des murs, celui par exemple du Père Lachaise, où 147 combattants de la Commune furent fusillés, jetés dans une fosse ouverte ; une autre peinture rend hommage à Mehdi Ben Barka.

À chacun de faire son tout au Wandhaff. Et l'on se rappelle que la galerie, pour *Matières, matériaux,*



Robert Brandy, à travers les enroulements de Bernar Venet

textures (Foetz, 2016) n'hésite pas s'il le faut à s'expatrier ; là, au Wandhaff, la sculpture est bien présente pourtant, notamment avec Pagès, avec Rückriem, et c'est à travers les circonvolutions, les enroulements de Bernar Venet que le visiteur a le coup d'œil sur une toile récente de Robert Brandy, solidement charpentée, au coloris, aux coulures qu'on aime à retrouver. Côté luxembourgeois, voici le panorama canin de Dany Prüm, et les objets fixés au mur, bois, métal, coton, agencés et colorisés tout ludiquement, de Roland Quetsch, avec un

tableau, de dimension plus grande, d'une tout autre rigueur noire et blanche.

L'art dans tous ses états, à (re)voir. La peinture surtout, allant des portraits d'inspiration classique et de facture contemporaine d'Anthony Véro, aux scènes de l'Américain Alexander Nolan, avec leur caractère un peu kitsch, repris ou racheté par la part d'humour. Avec *Feed the meter*, la galerie s'était naguère largement ouverte à la jeune scène américaine, on en retrouve tels représentants. C'est attrayant, plus spectaculaire. Au fond de la galerie, dans un coin, plus sobrement, plus discrètement, des assemblages de bois et de carton, où en y regardant de près, probablement qu'on reconnaît des instruments de musique, plus précisément des guitares (issues d'œuvres de Picasso). Au mur, des dessins, ils sont faits au stylo bille noir, ces stylos, on les a vus, pareils à des piliers frères des sculptures. Rémy Jacquier, et avec cet artiste on retourne à Saint-Étienne où il a étudié, il enseigne aujourd'hui à Nantes, aime à aller de la sculpture, voire de l'architecture, au dessin, pour des déplacements qui s'inscrivent sur la feuille, dans des mouvements dont on attend que du désordre sorte une espèce de cosmos (invitons la galerie à nous offrir une performance de Jacquier dans ce sens). Image peut-être qui peut servir en conclusion à caractériser l'exposition ; dans sa diversité, ses oppositions, elle dit avec force une recherche constante, il y va toujours d'une beauté indéniable de la forme.

L'exposition *10 ans à Luxembourg* de la galerie Ceysson & Benetièr se tient jusqu'au 4 août au 13-15 rue d'Arlon, 8399 Wandhaff ; ouvert du mercredi au samedi de midi à 18 heures ; [ceyssonbenetiere.com](#)

Zeitgenössischer Tanz

Vom menschlichen Trieb

Anina Valle Thiele

Um Andrea Millers Tanzsprache zu verstehen, lohnt es sich einen Bogen zu ihren Ursprüngen zu schlagen. Die Batsheva Dance Company entstand 1964 unter dem Einfluss der Choreografin Martha Graham. In den Neunzigerjahren sollte Ohad Naharin – orientiert an der Tanzsprache von Pina Bausch und William Forsythe – der Kompagnie seine tänzerische Handschrift verpassen. Drei Stile von Ikonen des zeitgenössischen Tanzes, die auch Andrea Miller, einst Tänzerin der Batsheva Dance Company, prägen sollten. 2007 gründete Miller in New York mit Gallim Dance ihr eigenes Ensemble. 2015 war sie schon einmal in Luxemburg zu Gast mit *Blush*, einer Choreografie, die um das Thema des Errötens kreist. In der Spielzeit 2017/2018 war sie „Artist in residence“ im Metropolitan Museum of Art in New York. Gallim Dance war im Januar 2017 am Grand Théâtre und arbeitete eine Woche lang in offenen

Stone skipping von Gallim Dance erzählt den uralten Geschlechterkampf zwischen Begehren, Wut, Ekel und Abfuhr



Weite Bewegungen der Einzelnen, die sich nach der Gruppe ausstrecken

Proben an einem Jubiläums-Stück anlässlich des zehnjährigen Bestehens ihres Ensembles.

Mit *Stone skipping* ist sie nun zurück und präsentiert ein Tanzstück „über das Wesen der Frau“, wie es vielversprechend in der Ankündigung des Stücks heißt, das am Grand Théâtre Europa-Premiere feierte. Sie-

ben Frauen, ein Mann, ein Schauspieler und ein Musiker erzählen in der nur knapp eine Stunde währenden Performance eine Geschichte, die zunächst einen weiten Interpretationsspielraum zu bieten scheint ...

Ein gebückter Körper entrollt sich langsam und verrichtet klassische Ballettfiguren wie Pirouetten,

bevor die Tänzer sich in die Länge strecken. Weite Bewegungen der Einzelnen, die sich nach der Gruppe ausstrecken, um im Gleichklang zu verfallen und schwingend über die Bühne zu ziehen, erinnern unverkennbar an die Choreografien der Batsheva Company. Die Tänzerinnen ziehen aneinander und strecken sich gen Himmel, und immer wieder fallen Individuen aus der Gruppe heraus. Der Geschlechterkampf wird zunächst nur angedeutet, bevor die Figuren zueinander finden und kleine Szenen von hoher Symbolik nachbilden: Zwei Tänzer tasten sich ab, beschnüffeln sich Tieren gleich und scheinen sich zu erkunden, bevor die Tänzerin auf den Tänzer springt und dieser unter ihrem Gewicht zusammenbricht.

Das Bühnenbild ist in rot-gelbes Abendlicht getaucht. Dazu ertönt (künstlich wie real auf das Dach des Grand Théâtre prasselnd) ein Gewitter, das den dystopischen Effekt des Tanzstücks nur noch verstärkt. Immer wieder bilden sich zwei Gruppen, die zusammenfinden und wieder auseinanderstoben. Zwei Frauen stützen sich, um aufeinander zu fallen. Ein Tänzer rückt heran, gefangen in einer riesigen Plastikplane, und bleibt unter der Last des Artifi-ziellen auf der Strecke. Eine schwarze Riesenraupe robbt über die Bühne. Düstere Klänge unterstreichen die Beklemmung, die bis zum Schluss anhält – selbst dann, wenn die Gruppe vereint über die Bühne tanzt und die ausgebrochenen Individuen schwingend aufnimmt.

Dazwischen bilden die Tänzer akrobatisch Pyramiden und nutzen die Plastikplane für Verfremdungseffekte: Sie wird sich über die Tanzenden legen, die Körper verkeilen sich unter Zuckungen in der Plane, bis sie jäh daraus ausbrechen, sich von dem Ballast befreien und hüpfend in die Freiheit ausziehen. Millers Choreografie vermag tänzerisch zu beeindrucken; ihr Ensemble tanzt kraftvoll und ausgelassen, in präzisen Bewegungen und bis zur spürbaren Erschöpfung. Doch lässt sich die Performance mehr als Stück auf allgemeine gesellschaftliche Zwänge und traditionelle Geschlechterrollen lesen denn als Tanzstück über das Wesen der Frau. Am Ende stehen zwei Körper, die sich annähern wie in einem Schattenspiel. Es ist der uralte Geschlechterkampf zwischen Begehren, Wut, Ekel und Abfuhr. Kein wirklich feministisches *Statement*, aber eine furiose Choreografie, die um die ewig gültigen Themen kreist wie in einer Endlosschleife.

Stone skipping; Künstlerische Leitung und Choreografie: Andrea Miller. Komposition: Phil Kline; Sound-Design: Dave Cook; Sound Editing: David Cossin; Licht-Design: Tom Vissier; Kostüme: Jose Solis; Tänzer: Allysen Hooks, Sean Howe, Zoe McNeil, Andrew McShea, Haley Sung, Austin Tyson und Georgia Osborne. Produktion: Gallim Dance in Co-Produktion mit den Théâtres de la Ville de Luxembourg. Europa-Premiere war am: 8. Juni im Grand Théâtre.

Museen / Kunst

Kunst im Kubus

Martin Ebner

Das „Mannheimer Loch“ ist Kunst, und es kann weg. Jahrelang prozessierte die Künstlerin Nathalie Braun Barends um eine runde Öffnung von einem Meter Durchmesser, die sie durch Wände der Kunsthalle Mannheim gebohrt hatte und die aus Sicherheitsgründen von einem Feuerwehrmann bewacht werden musste. Schließlich beschienigte ein Oberlandesgericht dem Loch zwar „Werkqualität“, erlaubte aber den Abriss. Davor schon wies der Landtag Petitionen von Bürgern ab, die rund um das Nichts einen verunglückten Anbau von 1983 erhalten wollten.

Jetzt macht die Kunsthalle schönere Schlagzeilen. Zur Eröffnung ihres neuen Hauptgebäudes am Friedrichsplatz im Zentrum Mannheims kamen Anfang Juni über 32 000 Besucher. Das Modell des dreistöckigen Quaders mit 13 000 Quadratmetern Nutzfläche war noch als „Parkhaus“ beschimpft worden. Das vollendete Bauwerk verzückt nun aber mit einer schimmernden Metallfassade und Fenstern, in denen sich Altbau, Wasserturm und andere Jugendstil-Schnörkel der Umgebung spiegeln. Die Lokalpresse bejubelt „ein Wunder“.

In Deutschland ist es schon länger nicht mehr vorgekommen, dass ein Großprojekt planmäßig fertig wird. Der Bau der Kunsthalle verzögerte sich nur wenig, weil im Untergrund überraschend dicke Bunkermauern zu entfernen waren. Das Budget von 68,3 Millionen Euro wurde aber eingehalten. Wohl deshalb, weil der Staat kaum mitmischte: 50 Millionen spendete Hans-Werner Hector, ein Mitbegründer des Software-Konzerns SAP. Die Stadt Mannheim steuerte elf Millionen Euro aus Aktienverkäufen bei. Den Rest brachten vor allem Kleinspender auf. Bauherrin war die Stiftung Kunsthalle, geleitet von dem Unternehmer Manfred Fuchs.

Den Architekturwettbewerb hatte 2012 das Hamburger Büro Gerkan, Marg und Partner gewonnen, das zum Beispiel auch den Berliner Hauptbahnhof und das Hanoi Museum gebaut hat. Der Entwurf „Stadt in der Stadt“ war von 29 Einreichungen der einzige, der auf die Quadrate des Mannheimer Stadtplans Bezug nahm. In einer Außenhülle aus Metallgewebe gruppierte der Architekt Nikolaus Goetze rund um ein 21 Meter hohes, lichtdurchflutetes Atrium sieben rechteckige Ausstellungshäuser, die mit Treppen und

Stegen verbunden sind. Die Säle heißen jeweils „Kubus“. Von den Gassen dazwischen und von einer kleinen Dachterrasse ergeben sich immer neue Ausblicke auf die Stadt.

Die erste Sonderausstellung im Erdgeschoss ist eine Koproduktion mit dem Luxemburger Mudam. *Appearance* zeigt 30 Werke von Jeff Wall: nicht nur rätselhaft-dramatische Dia-Leuchtkästen, mit denen der kanadische Fotokünstler berühmt wurde, sondern auch großformatige Schwarz-Weiß-Fotos und Farbabzüge der letzten Jahre. Ab Oktober soll dann eine Ausstellung das Verhältnis von Kunst und Ökonomie beleuchten. Für nächstes Jahr wird eine Blockbuster-Schau zu Henri Matisse versprochen.

In den neuen Galerien und dem Schaudapot können die Schätze der Mannheimer Sammlung ausgebreitet werden: vor allem französische und deutsche Impressionisten, expressionistische Gemälde, Skulpturen und Installationen. „Wir hängen nicht mehr für die Ewigkeit“, erläutert die Kunsthallen-Direktorin Ulrike Lorenz: „Eine chronologische Dauerausstellung fänden wir ziemlich langweilig. Wir werden im permanenten Wechsel immer wieder neue Konstellationen vorstellen.“

Riesige Gebirge von Anselm Kiefer werden nun mit einem kleinen Himmelsstück von Caspar David Friedrich konfrontiert; vor Eduard Manets *Erschießung Kaiser Maximilians* hat Rita McBride eine Holztribüne aufgebaut; eine Installation von Olafur Eliasson schwebt über einem Bronzefisch von Constantin Brancusi; zwischen zwei Kuben stürzen Bettgestelle von Rebecca Horn zwölf Meter in die Tiefe. Statuen stehen nicht mehr auf Sockeln, sondern mischen sich wie auf einem Platz unter die Besucher. Erstmals ist auch die Keramik-Sammlung zu sehen.

Eine Lichtpassage von James Turrell führt zum Sandstein-Altbau von 1907, in dem es nun um die Geschichte der Kunsthalle geht. Im rechten Flügel ist dort zu erfahren, dass das Museum während der Nazi-Zeit mehr als 550 „entartete“ Kunstwerke verlor. Erinnert wird auch an fünf jüdische Familien, die einst die Gründung finanzierten. Im linken

Die neu eröffnete Kunsthalle Mannheim will wieder eines der führenden Museen Deutschlands werden

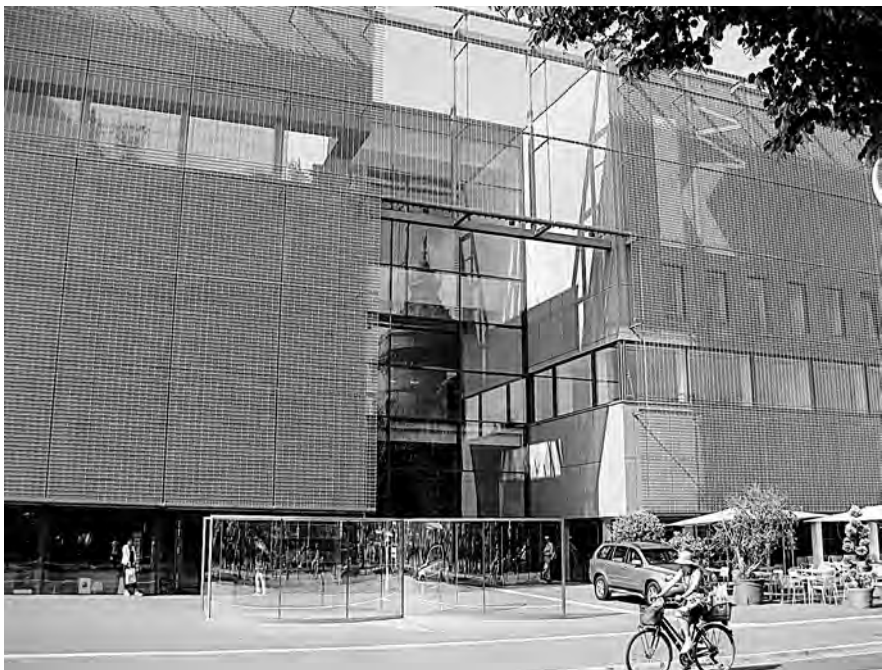
Flügel werden bisherige Ausstellungen der Kunsthalle behandelt, die Kunstgeschichte schrieben. „Die Neue Sachlichkeit“ etwa gab 1925 einer ganzen Stilrichtung den Namen.

Der Kunstvermittlung steht jetzt ein Atelier im Neubau und ein ganzes Untergeschoss des Altbaus zur Verfügung. Die Fläche für Veranstaltungen vom Kindergeburtstag bis zum Künstlergespräch wurde verdoppelt. Gründungsdirektor Fritz Wichert hatte schon 1911 unter dem Motto „Kunst für alle“ mit Gewerkschaften und SPD einen „Freien Bund zur Einbürgerung der Kunst in die Stadt Mannheim“ gegründet. An diese Tradition wollen ein Förderkreis und der Jugend-Zirkel ARTgenossen anknüpfen. Als „Treffpunkt für Menschen aller Generationen, die intelligente Erholung suchen“, möchte die Kunsthalle „wieder eine Pionierposition im Wettbewerb mit verwandten Museen gewinnen“.

Zur Eröffnung veranstaltet die Kunsthalle Mannheim drei Symposien: „Das Museum der Zukunft. Bauen. Kuratieren. Teilen“ (21.6.), „Alles schwingt. Mechanische Schwingungen und Stöße wirken auf Kunstwerke“ (29.6.) und „Fotografie als Kunst – Jeff Walls Bedeutung heute“ (25.7.).

Jeff Wall ist bis 9. September 2018 in Mannheim zu sehen, ab Oktober in Luxemburg. Ein Katalog dazu ist in der Esslinger Edition Cantz erschienen.

Die Kunsthalle hat zum Neubau den Bildband *Stadt in der Stadt* veröffentlicht. In ihrem umfangreichen Online-Angebot findet sich dazu in der Rubrik „Kunsthalle/Selbstverständnis“ auch die Broschüre *Museum in Bewegung*: www.kuma.art



Vor dem Eingang der Kunsthalle stehen gekurvte Glaswände des amerikanischen Künstlers Dan Graham; im Atrium kreisen eine Uhr und ein Steinbrocken der Künstlerin Alicja Kwade (*Die bewegte Leere des Moments*); Skulpturen sammeln sich wie auf einem Platz

STIL

(Re)passer à la casserole, mieux qu'à la poubelle



Des fraises qui ont grise mine, une demi-baguette tout dure, deux bananes noircies, des yaourts en fin de vie... normalement c'est : poubelle !

Salomé Jeko

Des fraises qui ont grise mine, une demi-baguette tout dure, deux bananes noircies, des yaourts en fin de vie ... Poubelle ! Boum, les nouvelles courses arrivent dans le frigo, il faut faire de la place et tout y passe. Pas de pitié ou au pire, un peu de regret pour l'argent gaspillé, mais pas le choix « Que veux-tu que je fasse pour quatre personnes avec un bol de riz d'avant-hier ? ». C'est avec ce genre d'attitude qu'on en arrive chacun à jeter en moyenne un peu plus de 300 grammes de nourriture par jour, soit 2,5 kilos par semaine, dix kilos par mois, 120 kilos par an... dont un peu plus de la moitié est encore comestible (source : Portail des statistiques). Un gaspillage conséquent qui touche tous les secteurs et toutes les tables, mais contre lequel nous sommes de plus en plus nombreux à s'engager.

En plus des campagnes de sensibilisation, des sites dédiés, des grandes surfaces qui travaillent main dans la main avec des organismes sociaux, récemment, c'est le ministère de l'Environnement qui a remis le sujet au cœur de l'actualité en lançant l'Ecobox (ecobox.lu), une boîte en plastique réutilisable censée remplacer les emballages des *doggy bags* moyennant une consignation de cinq euros. Objectif ? Réduire le gaspillage alimentaire dans la restauration mais aussi les plastiques à usage unique. Une idée développée avec Superdrecksësch en coopération avec l'Horesca, très soucieux de cette problématique.

En outre, le monde de la restauration prend lui aussi ce problème de gaspillage à bras le corps, en témoigne notamment le détail des notes du prestigieux concours culinaires du Bocuse d'Or, qui depuis 2015, attribue vingt points au respect de l'hygiène et à la limitation du gaspillage. On trouve ainsi sur le site Internet de l'Horesca plusieurs recommandations destinées aux professionnels du secteur pour exceller en la matière : « Proposer une carte restreinte, offrir des suggestions de saison, adapter les portions à l'appétit de la clientèle ciblée, offrir plutôt un service à table et éviter les buffets à volonté, créer des nouveaux plats avec les restes, planifier les excédents dans le menu du lendemain... » Autant de conseils que l'on pourrait appliquer soi-même dans notre cuisine de tous les jours.

Au quotidien, plusieurs petites astuces permettent effectivement de garder un frigo garni et une poubelle vide plus longtemps. Règle numéro un : faire l'inventaire de son épicerie avant de s'emparer d'un caddie. Que reste-t-il dans vos placards ? Dans votre frigidaire ou congélateur ? Faites une liste pour n'acheter que le strict nécessaire et éviter les doublons. Règle numéro deux : rédiger une liste de courses en

pensant en avance à vos menus de la semaine. Déjà, vous éviterez les achats impulsifs et économiserez au niveau de votre budget, ensuite, en brainstormant à fond en amont, plus besoin de se casser la tête sur « qu'est-ce qu'on mange ce soir ? » à l'heure où toute la famille crie famine. Règle numéro trois : vérifiez les dates de péremption. Allez fouiner au fond des rayons, tout derrière les étagères et tout en dessous de la pile, c'est là que se cachent les produits les plus frais et donc ceux à conserver le plus longtemps. Règle numéro quatre : rangez votre frigo et respectez ses zones de froid pour conserver au mieux vos denrées sans oublier la méthode « premier entré premier sorti ». Règle numéro cinq : accommodez les restes.

Car oui, des restes, il y en aura toujours. Mais au lieu de s'en débarrasser – bien souvent faute de quantité suffisante en apparence, demandez-vous quels sont les plats que vous pourriez en tirer... Exemple avec la liste de restes citée précédemment. « Des fraises qui ont grise mine » : on trie les fraises qui sont vraiment grises et les autres, on les mixe pour en faire un coulis que l'on congèle et qui sera parfait sur une glace vanille, un cheesecake ou un peu de fromage blanc. « Une demi-baguette tout dure » : on s'inspire des Espagnols et on la toaste, on la frotte avec une gousse d'ail, une tomate et un peu d'huile d'olive pour en faire un pain à la tomate très savoureux. « Deux bananes noircies » : les adeptes de *banana bread* le savent, plus les bananes sont noires, meilleur sera le gâteau à la banane ! Écrasez-les puis ajoutez deux œufs, un peu de farine, de sucre et de beurre et zou, votre petit-déjeuner de dimanche est assuré ! « Des yaourts en fin de vie » : sachez que l'on peut consommer un yaourt nature jusqu'à deux semaines après sa date limite de consommation... ce qui vous laisse encore un peu de marge ! Et pour « ce petit bol de riz d'avant-hier » : mélangez-le à une boule de mozzarella, deux tranches de jambon et quelques petits pois pour en faire de délicieuses arancinis à croquer à l'heure du dîner.

Et si jamais vous manquez d'imagination en matière de recettes malignes anti-gaspillage, il y a des applications parfaites en la matière, comme FrigoMagic, avec laquelle il vous suffit d'entrer la liste des ingrédients qui traînent dans votre frigo pour quelle vous concocte une recette originale et facile à faire qui les intégrera tous. Sans oublier l'application CheckFood, plus générale, qui vous demande de scanner chaque produit que vous avez et de rentrer manuellement sa date de péremption. Ainsi, dès qu'il ne lui restera plus que quelques jours pour être mangé, vous recevrez directement une notification sur votre téléphone vous rappelant de le consommer. Très pratique pour éviter de jeter un produit... mais plus d'excuse maintenant !



L'endroit

Les parfums de niche qui ont le privilège d'échapper au système de commercialisation des produits de masse étaient jusqu'à peu uniquement en vente dans des salons de beauté ou boutiques de prêt-à-porter de prestige. Arriva il y a peu la marque Jo Malone, la première à investir un espace en solo. Et voilà qu'un peu plus haut, dans la rue des Capucins, nous arrive une deuxième maison qui, par pur hasard et à une lettre près, pourrait être l'anagramme du parfumeur anglais. Depuis son siège place Vendôme, **Pierre Montale** liste plus de 120 fragrances en moins de quinze ans d'exploitation. Il s'est forgé une réputation par sa création de parfums plutôt capiteux ou orientaux, utilisant beaucoup le bois d'aoud et présentant ses produits dans des récipients métalliques qui préservent la matière de la lumière nuisible à la longévité du produit. On trouvera dans la boutique de la capitale (photo : GD) une deuxième griffe lancée en 2008 par Montale, en collaboration avec sa fille Amelie, photographe et plasticienne passionnée par l'art déco. Des mélanges plus osés, plus contemporains sont nés de cette collaboration et qui ne seront plus dominés par les odeurs envoûtantes de l'Orient. Il reste à préciser que la gérante de la boutique, Céline Crespin, a travaillé pour Montale à Paris, mais a entre autres aussi été détective privée et garde du corps. Un personnage qui s'avère au moins aussi intéressant que les nobles jus qu'elle propose. GD

Le concept

Lorsqu'en automne 2017, le Musée d'histoire de la Ville a voulu se doter d'une image plus adaptée à son temps en se nommant dorénavant Lëtzebuerg City Museum, on pouvait s'attendre à quelques changements hors des expositions ponctuelles, à savoir dans les lieux annexes. Ainsi, la **boutique du musée**, qui présentait un beau choix d'idées cadeaux, a disparu sous sa forme initiale, sans doute pour ne pas faire de l'ombre au Luxembourg House, qui semble avoir le monopole des produits issus du design luxembourgeois et s'est finalement bien développé après un démarrage pas très brillant. Sur son site, le local du musée est toujours présenté comme boutique, mais avec rajout du slogan « The local spirit ». Y sont invités, pour des périodes de trois à six semaines, des métiers de l'artisanat national. Lorsque nous y étions de passage, la laine et le tissage y étaient à l'honneur (photo : GD). Sur des panneaux y étaient annoncés des jours et heures de cours de tricot, de design pour enfants, de tours guidés, et même une « ladies night ». Il faut avouer que les visiteurs lambda du musée, eux, restaient sur leur faim. Tout semblait disposé un peu au hasard des activités, rien ne flattait l'œil du passant. À se demander si des activités de ce genre ne seraient pas plus appropriées dans des lieux clos. À voir si la prochaine profession présentée se présentera de manière plus sexy. En attendant, le bar-resto du musée et une des plus belles terrasses de la ville restent non exploités. Ce qui est bien navrant. GD

Sur la toile

Elles étaient très dynamiques, les deux dames qui ont lancé le blog pour expatriés *City Savvy Luxembourg* en 2014. Meredith Moss et Amanda Roberts, qui ont repris par la suite, ont réussi à faire progresser le réseau, et aujourd'hui on peut lire leurs news très diversifiées en anglais et en portugais. Si une partie éditoriale relève évidemment de l'entraide et donne aux étrangers vivant chez nous des tuyaux pour leur faciliter les démarches d'intégration ou administratives, l'agenda des activités sociales, culturelles ou récréatives est très bien fourni lui aussi et établi selon un schéma pratique. La dernière action lancée par le site vise la convivialité et l'aide en réseau. Le site répertorie une série de kiosques qui vendent des cartes postales ainsi que des boîtes aux lettres dans lesquelles on peut poster celles-ci (photo : screenshot/citysavvyluxembourg.com). Ces cartes postales sont destinées à exprimer de façon originale son amour ou sa gratitude pour notre pays. Les cartes réceptionnées seront épinglées, avec la complicité de la Ville de Luxembourg, sur un grand panneau et les plus méritantes seront dotées d'un prix au Cercle Cité le 29 juin. Cette action peut être perçue comme bien pensante ou naïve, toujours est-il qu'elle véhicule un message positif prônant une cohabitation respectueuse. Qui veut se laisser tenter et n'a pas encore visionné le clip de promotion, trouvera celui-ci sur : www.citysavvyluxembourg.com/love-letters-to-luxembourg/. GD

Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveaux des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du *Lëtzeburger Land*, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.